Kirchenfürsten und Weltfürsten.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1869.

Verlag von Otto Janke.

Druck von Otto Janke in Berlin.

Drittes Buch.

Die Freundinnen.

Erstes Capitel.

Die Einsame.

Wenn man aus der Porta del Popolo hinausschreitet und vorübergekommen ist an der Villa Poniatowski und dem Casino di Papa Giulio, geht der Weg weiter hinaus auf der alten Via cassia, dicht an der Seite des Tiber; aber die alte Römerstraße ist oft genug von den Fluthen des Tiber überschwemmt und halb zerstört worden und wenige Fremden gehen hier hinaus auf der alten Straße, denn die Gegend ist sehr öde und freudlos, wie nirgends sonst in der herrlichen Umgebung von Rom.

Je weiter hinaus man kommt, desto stiller und einsamer lagert sich das Thal des Tiber hin und die alte zerbröckelte Straße führt mitten durch dasselbe nach der kleinen Waldung, deren alte Ulmen und Eichen tiefe Schatten über den Tiber hinwerfen.

Am Rande dieser Waldung, unfern von dem

Fluß, steht ein altes Gemäuer, eine Burg aus dem Mittelalter, mit Thürmen und Erkern, die grau und halb verfallen am Himmel sich abzeichnen. Die Burg ist der Sitz eines Räuberhauptmannes gewesen, dessen Wunderthaten und kühne Abenteuer noch das Entzücken der Landleute ringsum in der Gegend sind und von Geschlecht zu Geschlecht weiter erzählt werden.

Dann in späteren Tagen ist die alte Burg Torre del Quinto Eigenthum des Kirchenstaates, d. h. des Papstes geworden und hat Jahrhunderte lang einsam und verlassen da gestanden. Vor einigen Jahren indeß hat Pius IX. auf den Wunsch und Rath Antonelli's die alte Burg ein wenig restauriren lassen.

Der alte Rittersaal zur ebenen Erde ist in eine Kirche umgewandelt worden und die Burg ist zu einem Kloster umgestaltet, in welchem ein Dutzend Cisterziensermönche ihre Wohnung genommen. Die kleinen Gemächer, in denen einst die Ritterfräulein gewohnt, und unter deren Fenstern die Troubadoure zu den Klängen der Zither ihre Liebeslieder gesungen, waren nun umgewandelt in Mönchszellen und auf den Söllern konnte man sie in der Abendstunde in ihren braunen Gewändern stehen sehen, die Cisterniensermönche, und hinausschauen in die öde Landschaft.

Aber wenige nur gab es, welche die Mönche erschauten, denn unbewohnt und leer war die nächste Umgegend. Nur die Fischer legten zuweilen nahe am Ufer des Tiber ihre Boote an und zogen ihre Netze empor, denn hier, wo der Tiber ruhig und still über Steingerölle dahingeht, war das Wasser reich an Fischen und das Ufer bequem zum Landen. Aber selten brachten die Fischer ihren Fang in das Cisterzienserkloster, und es schien, als ob auch die Dörfer und Ortschaften umher wenig zu thun haben mochten mit den stillen Klostermönchen.

Allerlei Dinge erzählte man sich, und wenn Wanderer aus der Umgegend vorüberkamen an dem schweigsamen stillen Kloster, so flüsterten sie wohl einander zu: das sei das Staatsgefängniß des Cardinals Antonelli, und diejenigen, welche er wolle aus der Welt verschwinden lassen und über welche ein schweigsames Dulden hinziehen solle, die würden hier aufbewahrt in den Klosterzellen und die Mönche wären weiter nichts, als die Kerkerwächter der Gefangenen. Aber an jedem Abend und an jedem Morgen schien es, als wolle das Kloster mit seinem frommen Geläute das Geflüster des Volkes übertönen und es weit hinaus klingen lassen in die öde Gegend: Daß dies

nur ein frommes Kloster sei und daß alle anderen Reden böswillige Gerüchte und Lügen seien.

Auch heute schon hatte die Glocke vom Thurme ihr eintöniges Geklinge ertönen lassen und die Hirten, welche weit in der Tiberebene ihre Schafe weideten und die Fischer, die am Ufer mit dem Ausziehen der Netze beschäftigt waren, hatten sich bekreuzigt und ihr Ave gebetet.

Die Sonne begann unterzugehen und warf dunkelrothe Streifen über das Wasser und über das alte Gemäuer des Klosters hin, warf einen dunkelrothen Purpurstreifen auch hinein in das enge öde Gemach, das da im untersten Stockwerk über dem hohen Kellergewölbe der Burg sich erhob und durch dessen kleine Fenster man hinausschaute auf den schwarzen Tiber und hinüber zu den schönen Linien der Gebirge, die in dem verglimmenden Sonnenlichte flammten und mit Purpurgipfeln sich schmückten.

Es war ein enges elendes Gemach; der Steinfußboden unbedeckt, die Wände grau und verwittert, schmucklos und kahl und mit nichts ausgestattet dieser elende Raum, als mit einem hölzernen Tisch und zwei niedrigen Schemeln.

Inmitten dieses elenden Gemaches stand Ana-

tolia. Sie war noch in dem schwarzen Seidengewande, welches sie getragen, als sie in die Zelle des Marchese Toscha eingetreten war; vier Tage waren seitdem verflossen und sie hatte ihre Kleider noch nicht gewechselt, hatte kaum sich niedergelegt auf dem elenden Bette, welches in der zweiten Zelle, dicht neben dieser hier, aufgeschlagen war.

Ruhelos wie eine gefangene Löwin war sie Tag und Nacht auf- und niedergegangen in ihrem Käfig, ruhelos in finstern Gedanken und zornigen Wünschen.

Jetzt stand sie einen Augenblick still; durch das kleine vergitterte Fenster blickte sie hinüber nach den purpurnen Linien der Berge, nach dem sonst so dunkeln Fluß, der jetzt von dem letzten Sonnenglanze vergoldet wurde! Dann seufzte sie tief auf und begann wieder ihr langsames, rastloses Auf- und Niederschreiten.

Die Stunde war nun gekommen, welche sie schon lange vorhergesehen! Zum zweiten Male war sie gefangen und sie wußte es wohl, daß dieses Gefängniß noch viel schlimmer war, als jenes in Mantua. Damals hatte ihre Stimme wenigstens das Ohr der Freunde erreichen können, damals hatte sie auf Flucht hoffen können und wenn es ihr auch nicht gelang und

wenn sie auch Schmach erlitten, gedemüthigt und erniedrigt aus Mantua fortgebracht worden, so hatte doch das Schicksal ihr nachher einen Weg der Rettung gezeigt und sie hatte ihren Wächtern entfliehen können.

Sie dachte jetzt daran, dachte an das Asyl auf den Alpen, dachte an alle diejenigen, welche sie dort oben gegen die Verfolger verbargen.

„O, Guiseppo Garibaldi, wenn Dein edles Herz wüßte und ahnte, daß ich gefangen bin, Du würdest kommen mich zu erretten, Du würdest mit wenigen Deiner kühnen Freunde herkommen und mich aus diesen Banden des Priesters erlösen. Und Du Mazzini, Du wilder Agitator mit dem grollenden Blick, Du vielleicht würdest lächeln, Dein Haupt neigen und sagen: „Es ist gut, daß es so gekommen, es ist gut solch' ein Opfer auf dem Altar der Freiheit! Je mehr Opfer ihr dargebracht werden, desto besser, desto stolzer wird sie emporsteigen, die Freiheit, desto kühner wird sie sich der Tyrannei entringen. Und er, Graf Leopold, wenn er mich nun schaute! Er würde vielleicht mit dem letzten Blutstropfen mich befreien, oder er würde sich vielleicht meiner Schmach und Demüthigung freuen und würde die alten Wünsche wieder in sich aufblühen lassen. Aber Er," sagte sie ganz leise, „Er

vor Allen würde mich erretten wenn er nur wüßte, wo ich bin."

Sie schwieg und starrte in die Luft und es war ihr, als steige aus den Nebeln, die allgemach über das Thal sich breiteten, ein Haupt empor, ein edles schönes Haupt; sie schaute zwei große blaue Augen, die mit einem leuchtenden Liebesstrahl auf sie gerichtet waren, sie sah das Haupt von goldenem Haar umlockt und sah das Lächeln auf seinen Lippen.

Aber nein, es ziemt mir nicht, an ihn zu denken! Begraben will ich sein Bild in den tiefsten Falten meines Herzens! Es ziemt Anatolia nicht, an etwas Anderes zu denken, als an ihr Vaterland. Gefangen bin ich und in Banden, ein Hohn bin ich meinen Feinden, und meine Freunde? Ach, sie werden wohl eine Zeit lang nach mir sich sehnen und mich suchen, und dann werden sie mich vergessen.

„Und es ist gut so," sagte sie laut, „was ist der Einzelne in diesem großen Kampfe Italiens! Wie ein Atom schwimmt er dahin, wie ein Blutstropfen fällt er hinab auf die Erde und sie saugt ihn ein zu neuer Befruchtung. Oh! was bin ich anders als ein Atom, das einen Augenblick sich aufschwingt in die Luft, da schwebt über dem schönen Vaterland und

dann zu Boden sinkt. Und dennoch, dennoch, welch' ein bitteres Weh, hier gefangen zu sitzen, unthätig, verbannt zum Schweigen und zu unnützem Dasein! Alle meine Freunde sind thätig da außen, sie bereiten mit aller ihrer Kraft den großen Tag der Befreiung vor, den großen Tag, welcher nun bald heraufbrechen wird und ich muß hier gefesselt sein, hülflos und verdammt!"

Dieses Bewußtsein der grenzenlosen Ohnmacht, der rettungslosen Gefangenschaft, das war es, welches ihr Herz erbeben machte und ihre Augen mit Thränen füllte.

Sie hatte keine Furcht. Das Blut ihrer Ahnen rollte heiß und stark durch ihre Adern, und wie der Doge Falieri war sie bereit, für ihr Vaterland das Leben hinzugeben und ihr Blut zu vergießen im Dienste der Freiheit!

Aber nur nicht schmachvoll fortglimmen in Stille und Oede, unbekannt in das Grab eingescharrt werden, ohne daß irgend ein Patriot am Rande des Grabes kniet und ein letztes Gebet für sie spricht!

Und ein Grab ohne Denkstein und Kreuz, ein Grab ohne Freundesthränen und ohne einen letzten Segen, das ist es, was sie vor sich sieht und was ihr dennoch wie eine Zuflucht erscheint!

Es tauchen andere Bilder empor, andere Gedanken, schlimmere Aussichten thun sich jetzt in der Stille der Zelle vor ihrem inneren Auge auf.

Sie ist die Gefangene des Priesters! Das ist das Schlimmste, was man sagen und denken kann, die Gefangene des fanatischen Priesters, die Gefangene des Cardinals!

Als sie das jetzt dachte, fühlte sie ihre Knie erzittern und sank halb ohnmächtig nieder auf den Schemel; die Ellenbogen aufstützend auf ihre Knie, legte sie ihr blasses, schönes Angesicht in ihre Hände und starrte vor sich hin. Durch das kleine Fenster drangen die letzten Strahlen der Sonne in die öde Zelle hinein und umspielten sie mit goldenen und purpurnen Lichtern; sie achtete nicht darauf.

Andere Gedanken, andere Gebilde stiegen vor ihrer Seele auf und in dieser Stille und Oede gedachte sie Derer, welche, durch sie verleitet, geduldet, gelitten hatten, was sie jetzt litt; sie gedachte der Todten, der Verbannten, der Eingekerkerten, welche sie mit ihrem Zauber, ihrer Beredtsamkeit, ihrer Koketterie hinübergezogen zu der Armee der Freiheit, als Kämpfer für dieselbe.

Sie gedachte Derer, die den Tod gefunden, zu welchem sie sie begeistert, zu welchem die Liebe sie ent=

flammt. Sie gedachte Derer auch, die sie, nachdem sie sie gewonnen, versöhnt und verlacht hatte und die in den Tod gegangen waren, Verzweiflung im Herzen, mit einem letzten Liebesseufzer für sie auf den Lippen.

Eine Circe war sie gewesen für manches Männerherz, verleitet und verlockt hatte sie Manchen, klug ihn aus den Reihen ihrer Feinde hinübergelockt zu den Freunden, um ihn dann, wenn er nichts mehr nützen konnte, mit Hohn und Spott von dannen zu jagen.

Vieles hatte sie verschuldet und Schweres mußte sie büßen! Und dennoch, was sie gethan, im Dienste des Vaterlandes hatte sie es gethan!

Was liegt an den gebrochenen Herzen, was liegt an denen, die in der Wüste des Lebens verdürstend zusammenbrechen, das Auge hingewendet zu dem Vaterlande, zu dem geliebten Italien! Sie alle sind nur da, um die Gräber auszufüllen, welche das Vaterland hinüberführt in die lichten Gefilde der Freiheit.

Opfer müssen fallen und es tröstete sie, daß auch sie, welche so viele Opfer zu dem heiligen Altare der Freiheit herangeschleppt hatte, nun auch fallen solle als ein Opfer derselben.

Aber auf einmal erstarb der Glanz in ihrem Angesicht und die strahlenden Augen wurden milder und

füllten sich mit Thränen. Die Welt kannte sie nur als die stolze, gebieterische Frau, die ungerührt Herzen brechen und ohne Thränen Männer sterben sah, die Welt nannte sie eine herzlose Kokette, — aber sie nannte sie auch den Genius von Italien und wenn man sie anklagte wegen ihrer Verführungskünste, so sagte man doch auch: sie thut alles, was sie thut, für das Vaterland.

Die Welt nannte sie herzlos! Hätte sie jetzt in die öde Zelle hineinschauen, hätte sie sehen können, wie die Thränen aus Anatolia's Augen langsam über ihre Wangen niederliefen, die Welt hätte sehen müssen, daß Anatolia nicht so kalt, so herzlos sein könne, als sie nach außen hin erschien.

Sie kannte alle Verführungskünste, alle Verstellungen der Welt, sie wußte, wie man Herzen gewinnen und brechen kann. Sie hatte das oft gethan und war doch in der Tiefe ihrer Seele unschuldig geblieben. Nur daß sie es verschmäht, ihr Empfinden der Welt zu zeigen. Sie ging stolz dahin über Leichensteine und Gräber, immer gedenkend, daß auch ihr Grab bereitet sei, immer nur hoffend, daß für sie ein Leichenstein von der Freiheit, dem Vaterlande würde aufgerichtet werden.

Immer saß sie noch da im Abendsonnenglanz, traurig und sinnend, seufzend und weinend; nicht um sich selber seufzte sie, nicht um ihretwillen flossen ihre Thränen; aber ihr ganzes Herz, ihr ganzes Gemüth, ihr ganzes Sehnen war bei den unglückseligen Todten, die durch sie gefallen waren, bei jenen edlen und stolzen Männern, die sie verleitet, die sie begeistert hatte zu ihren Thaten! Thaten, welche gescheitert waren und die unglückseligen Helden der Freiheit in elende Sträflinge und Märtyrer verwandelt hatte.

Es that ihr wohl, zu denken, daß sie nun auch leiden würde, wie sie gelitten hatten, zu denken, daß ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr stolzer Name nun zur Erde gebeugt und in den Staub getreten werde, wie es Jenen geschehen, die ihr gefolgt; sie kannte kein Mitleid mit sich und keine Furcht, sie dachte nur der Todten, der Verbannten und gedachte endlich des Elends und Jammers ihres armen Vaterlandes.

Wer wird nun die Zügel in die Hand nehmen und weiter arbeiten auf den Pfaden, die sie gegangen? Wer wird der Mittelpunkt werden aller dieser verzweigten Verschwörungen? Wer wird von Freund zu Freund gehen und flüstern und Kundschaften bringen von da und dort? Wer wird die Freunde, die Lässigen

aufrichten, wer wird sammeln für die Armee der Freiheit? Zerfallen wird alles, zerfallen.

Aber nein! Garibaldi lebt und Mazzini ist da! Garibaldi lebt und er wird die Freunde rufen, wenn es Zeit ist. Und dann, gelobt sei Gott, auch der König von Neapel lebt, und das, was die Diener der Freiheit nicht thun, das wird der Tyrann von Neapel thun; er wird die Lämmer in Wölfe verwandeln und diese werden endlich bis zum Tode und zur Verzweiflung getrieben, die Schwerter, die Dolche ziehen und gegen die Tyrannei kämpfen.

Dies ist ihr Sehnen und ihr Hoffen. —

Da klirren die Riegel und die Thüre ihrer Zelle thut sich auf. Sie schreckte zusammen und hob sich langsam von dem niedrigen Sessel empor, blieb mitten in dem Gemache stehen und die purpurnen Lichter und die goldenen Strahlen der verglimmenden Abendsonne beleuchteten ihre ganze Gestalt und ihr stolzes Angesicht. In der Thüre stand eine hohe Gestalt in purpurrothem Cardinalsgewand; einen Augenblick blieb sie stehen, dann schritt sie vor und schloß hinter sich die Thür.

Anatolia stand noch immer auf derselben Stelle, eingerahmt von den Sonnenstrahlen, stolz wie eine Königin, und der Cardinal schaute sie an und etwas wie Staunen und Entsetzen sprach aus seinem Angesicht.

Zweites Capitel.

Ein Duell der Geister.

Ohne äußern Schmuck, nur strahlend in dem Glanz ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihres kühnen Muthes, stand Anatolia da und Antonelli fühlte sich wie gebannt von ihrem Anschauen. Er war gekommen, eine Gefangene zu sehen und er fand da eine Königin, die stolz und mit stiller Verachtung zu ihm niederblickte, zu dem mächtigsten Manne von ganz Italien!

Der große Staatsmann, der allmächtige Minister, der feine Diplomat, gewandt in allen Künsten der Geselligkeit, gleich beredt im Salon wie im Cabinet, er stand jetzt wie erschreckt da und das Wort erstarb auf seinen Lippen.

Seine eigene Gefangene war es, die ihn zum Gefangenen gemacht hatte, sie schaute zu ihm hin und der Schimmer eines stolzen verächtlichen Lächelns glitt über ihre Züge.

„Ich dachte es wohl, Eminenz,“ sagte sie, „Sie verstehen alle Künste, Sie wissen selbst die Rosse zu zähmen und zu stürzen und mich wundert nur das Eine: daß die Rosse auf dem Monte Cavallo sich noch bäumen dürfen und Eure Eminenz sie nicht für Aufrührer hält.“

Der Cardinal erblaßte. Mehr noch als die Worte, welche sie sprach, hatte der Ton ihrer Stimme so voll Verachtung, so sarkastisch und spottend, ihn verletzt in seinem Stolz und seiner Eigenliebe.

Er begriff, indem er sie jetzt anschaute, wie Männer den Strang, das Schafott und den Dolch weniger gefürchtet hatten als dieses stolze Angesicht, diese Augen, deren Feuer und Glanz ihn fast blendeten.

Bei ihrer neulichen Begegnung in der Engelsburg hatte er sie nur flüchtig betrachtet, und da war sie ihm nur erschienen als eine schöne Frau. Jetzt erkannte er in ihr ein anderes Wesen, ein höheres, glühenderes Dasein und seine Menschennatur beugte sich, ohne daß er es wußte, vor diesem Genius, der aus dem flammenden Angesicht ihm entgegenstrahlte.

Aber das dauerte nur kurze Zeit, dann raffte er sich zusammen. Gewandt in allen Künsten der Verstellung ließ er jetzt über sein Angesicht, gleich wie sie

es that, ein Lächeln hingleiten, ein Lächeln voll Stolz und Hohn und so trat er näher zu ihr hin, und nahm wieder seine gewohnte stolze Haltung und den herablassenden Ausdruck in seinem ganzen Erscheinen an.

„Meine Tochter," sagte er, „es hat uns tief geschmerzt, Sie so lange auf Irrwegen zu sehen und ich hoffe, daß es uns gelingen wird, Sie jetzt auf den rechten Weg zurückzuführen! Wir wollen zum Mindesten es versuchen."

Anatolia wandte nur stolz das Haupt ein wenig zu ihm hin und ließ ihre Augen mit einem langen, hoheitsvollen Blick über seine ganze Gestalt hinschweifen.

„Eminenz," sagte sie mit kalter Ruhe, „ich schlage Ihnen vor, daß wir beide die Schleier von unserm Angesicht und von unsern Herzen, wenn anders Eure Eminenz ein Herz haben, aufheben. Lassen Sie die frommen Redensarten, weder ich noch Sie glauben daran. Nehmen wir an, wir hätten diese Art der Höflichkeit und Verstellung schon zu Ende geführt und wir kämen jetzt zu dem Punkte, wo man mit einander unverhüllt die Wahrheit redet. Ich bin Ihre Gefangene! Es ist ein Triumph, den Sie über mich feiern, und indem ich machtlos Ihnen jetzt gegenüberstehe, habe auch ich den Triumph zu denken, daß jetzt

Tausende wie von einer Last sich erleichtert fühlen und daß Sie glauben, eben so wie Ihre Anhänger und Creaturen in diesem Moment, weil Sie mich gefangen halten, haben Sie einen Sieg errungen über Ihre Feinde, über die Liberalen! Daraus geht hervor, daß ich Ihnen gegenüber eine Macht bin und ich will Ihnen etwas sagen, Eminenz: obwohl in Banden jetzt und gefesselt, bleibe ich doch eine Macht, denn mein Geist flieht hinaus aus diesen Kerkermauern und er wird meine Freunde und meine Anhänger entflammen. Eminenz, Sie können mich tödten, Sie können diese elende Hülle vernichten, aber meine Seele müssen Sie lebendig lassen, und diese flattert durch ganz Italien zu allen meinen Freunden hin. Meine Anhänger suchen mich, wenn auch meine Lippen erstorben sind und darum glauben Sie nicht, daß auch mit dieser irdischen Gestalt mein Wesen und Sein von Ihnen unschädlich gemacht ist; ich bleibe, was ich bin, und dies, Eminenz, dies ist mein letztes Wort: sehen Sie zu, wie Sie mich tödten können."

Der Cardinal, die feine Eminenz im Purpurgewande, die an allen Höfen Europas wie im Vatican ihre Fangnetze ausspannte und ihre Intriguen webte, der Cardinal, der auch dem geschicktesten Diplomaten

gegenüber niemals seine Haltung verlor, fühlte jetzt das Blut in seine braunen Wangen aufsteigen und fühlte von der stolzen, ironischen und begeisterungsvollen Art seiner Gefangenen sich wie beschämt und gedemüthigt.

Jedes Wort fiel wie ein Geißelhieb auf sein Angesicht nieder und machte sein Herz toben vor Wuth und hielt ihn dennoch in den Banden des Staunens und der Bewunderung.

Der Cardinal hatte sonst sich so in seiner Gewalt, daß niemals eine Spur von Aerger auf seinem braunen Gesichte zu lesen war und daß er sogar in seinem Herzen eine solche Schwäche nie empfand. Aber jetzt, ihr gegenüber, regte sich etwas von dem kleinlichen Empfinden des Aergers in ihm und er fühlte, daß er unter ihren Blicken ganz ein anderer Mensch ward. Dennoch sträubte er sich gegen all dieses Empfinden und überwand es endlich. Er rief wieder das Lächeln und den stolzen Spott in seine Züge zurück, den man sonst an dem hohen Kirchenfürsten in den vergoldeten Sälen der Diplomaten bewundert hatte.

„Verzeihen Sie mir, meine Tochter“ — sagte er, „wenn — —“

„Verzeihen Sie mir, Eminenz,“ unterbrach sie

ihn heftig, „ja, in der That, ich bitte, Eminenz, verzeihen Sie mir! Ich gehöre nicht zu Ihrer Gemeinde, nennen Sie mich also nicht Tochter! Nennen Sie mich einfach Gräfin Anatolia.“

Der Cardinal fühlte sich jetzt wieder ganz in seiner Würde und Haltung und nur mit der rechten Hand machte er eine kleine winkende Bewegung.

„Es gehört Jeder zu der großen Gemeinde der Kinder Gottes, selbst die Verirrte! Ich rechne es mir zum Verdienst an, Gräfin Anatolia, ein verirrtes Lamm aus der großen christlichen Heerde wieder heimzuführen zu ihrem Heil und zu ihrem Glücke.“

Sie nickte leicht mit dem Haupte, und das alte stolze, verächtliche Lächeln stand wieder auf ihrem Angesicht. Es war, als ob das Eintreten des Cardinals sie wieder zu sich selbst gebracht und in ihr das hohe, stolze Selbstgefühl zu neuen Flammen angefacht hätte.

Sie wußte wohl, daß nur durch Demuth sie ihr Geschick ändern konnte; aber sie wollte es nicht ändern, sie wollte nur das Eine erreichen, den Cardinal gedemüthigt zu sehen. Mochte er sie Alles erdulden lassen, es galt ihr gleich. Aber sie wußte, daß er es nie vergessen würde, von ihr gedemüthigt zu sein.

„Ja," sagte der Cardinal, der es vermied, ihrem Blicke zu begegnen, „ja, ich hoffe noch, daß ich das verirrte Lamm zurückführe zu ihrem Heil, und dann habe ich noch außerdem viel mit Ihnen zu sprechen, Gräfin Anatolia! Viel, was Ihr Geschick ändern und zum Besten lenken könnte, wenn —"

„Wenn ich mich so erniedrigen könnte," unterbrach sie ihn, „das zu thun, was Sie von mir fordern wollen. Sie hoffen, daß ich, geängstigt von meiner Einsamkeit, geängstigt davon, daß ich Ihre Gefangene bin, Geheimnisse ausplaudern werde! Sie hoffen, daß ich so feige sein könnte, meine Freunde und Anhänger und die mir anvertrauten Geheimnisse zu verrathen! Sie hoffen, daß ich eine Verrätherin an mir selbst werde!"

Der Cardinal blickte sie erstaunt und fast erschrocken an.

„Es ist wahr," sagte er leise, „ich hoffte, daß Sie vielleicht, von Reue ergriffen, einige Bekenntnisse machen würden, weil Sie überzeugt sein können, Gräfin Anatolia, daß ich Ihr Geschick ändern und Sie erretten würde von manchen schlimmen Tagen und mancher Gefahr."

Sie lächelte noch immer und nickte leise mit dem Haupte.

„Ich wußte es, die Eminenz glaubt, daß alle Herzen käuflich sind und glaubt, daß es Niemand giebt, der besser sein könnte, als er selber, oder verschmäht zu thun, was er oft gethan. Ich wiederhole es, wir haben nichts mit einander zu sprechen, Cardinal, und wenn Sie nicht ganz verstehen sollten, was ich meine, so sage ich Ihnen nur dies, Sie können mich tödten, Sie können, wie es die Priester schon oft genug gethan, auch mich martern und quälen lassen, aber Sie können mich nicht zu einer Verrätherin machen. Alle Herrlichkeiten und Schätze der Kirche, alle Schwerter Ihrer Schweizer, alle Dolche der Sbirren, der großen und mächtigen Armee der Priester, können meinen Willen nicht ändern; — Sie kennen ihn jetzt! Kein Wort werden Sie von mir erfahren."

Der Cardinal antwortete nicht sogleich, eine dunkle Purpurgluth zog über seine braunen Wangen hin. Seine Lippen zitterten, öffneten sich ein wenig und ließen die langen weißen Wolfszähne zwischen denselben erkennen.

Es war etwas so Neues, so Ungewohntes, daß man es wagte, ihm, dem großen Staatsmann, dem allmächtigen Minister, dem stolzen Kirchenfürsten zu trotzen!

Er fühlte sich davon wie verwandelt, wie betäubt und wer war es, der ihm trotzte? Ein Weib war es, seine Gefangene! Ein Wesen, das er in seinen Händen zerbrechen konnte, ohne daß nur ein Laut, eine Klage in die Welt hinausdrang, ohne daß es Jemand erfuhr, wann er sie getödtet.

Und sie wußte es, daß es für sie keine andere Rettung gab, als sein Erbarmen, keine andere Gnade, als die er ihr gewähren konnte, und sie wagte es, ihm zu trotzen!

Es kam über ihn ein Gefühl der Wuth, des Entsetzens; in seinen Augen brannten solche Feuerflammen, wie sie geleuchtet hatten in den Augen der Männer in den Zeiten der stolzen Kirchenherrlichkeit, als die Päpste einen Johann Huß verbrannten und Kaiser zu ihren Füßen demüthigten.

Mit diesen Feueraugen hätte er sie vernichten mögen und vielleicht gab es keinen anderen Menschen, der es wagte, diesen Augen zu trotzen! Sie aber wagte es! Sie blickte ihm stolz und ruhig entgegen, dann wiederholte sie fast höhnend: „Nein, kein Wort, ich will nicht sprechen."

„Sie wollen nicht," sagte er zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, „Sie wollen nicht

sprechen? O Gräfin, Sie wissen also nicht, daß es wohl Mittel giebt, Diejenigen zum Sprechen zu bringen, welche sagen, daß sie nicht wollen?"

„Sie irren, Cardinal," erwiederte sie ruhig, „es giebt solche Mittel nicht, nicht für mich; das Höchste, was Sie mir thun können, ist, daß Sie mich tödten!"

Ein grausames Lächeln glitt über die Züge des Cardinals hin und seine Augen leuchteten, wie die Spitzen zweier Dolche.

„Sie irren, Gräfin, es ist nicht das Höchste, zu tödten. Es ist wahr, manche Verbrecher führt man zum Tode, doch Andere erflehen den Tod und man gewährt ihnen denselben nicht. Sie müssen leben, um unsere Macht erkennen zu lernen."

Er sah sie an, während er das sprach und sie verstand den Sinn seiner Worte und die furchtbare Drohung, welche in denselben enthalten war.

Einen Moment schwieg sie, und beider Augen begegneten sich und kreuzten sich wie Schwerterspitzen im Duell.

„Ich glaube, Cardinal," sagte sie langsam und ruhig, „daß es Ihrer Mannheit, Ihrer Größe, Ihrer Würde nicht ganz angemessen ist, so zu drohen und zu versuchen, mir Furcht einzujagen. Ich bin Ihre Ge-

fangene, und es scheint mir unwürdig, die Gefesselte noch zu bedrohen!"

Er bebte zusammen und fühlte jedes dieser schneidenden kalten Worte wie einen Geißelhieb, fühlte sich zur furchtbaren Wuth aufgestachelt.

Dennoch, wie er sie anschaute, war ein Empfinden in ihm, wie er sich niemals dessen bewußt gewesen. Er konnte ihren Anblick nicht mehr ertragen.

„Sie ist eine Semiramis, sie ist eine Zauberin," murmelte er in sich hinein, indem er mit großen Schritten in dem kleinen Raume auf- und abging, um seine fieberische Aufregung zu dämpfen und sich wieder zu fassen.

Zuweilen, wenn er an ihr vorüberschritt, warf er einen scheuen, fast ängstlichen Blick auf sie hin. Er begriff jetzt die Männer des Mittelalters, welche, wenn eine Frau sie bezauberte, sie in die Banden der Liebe schlug, diese Frau der Hexerei anklagten und sie auf den Scheiterhaufen führten, um von ihrer Macht erlöst zu werden.

Anatolia stand immer noch auf derselben Stelle, wie der Cardinal bei seinem Eintreten sie gesehen. Sie bewegte sich gar nicht, hatte nur die Arme über der Brust ineinandergeschlagen und schaute nur zuweilen

über die Schulter hin zu dem Cardinal, der, wie ein Wolf in seiner Höhle, zähnefletschend auf und niederging.

Er sah das Alles, und sah, wie die letzten Abendsonnenstrahlen über ihre Gestalt hinglitten, als wollten sie sie liebkosend trösten und mit Purpurglanz sie umhüllen, inmitten dieser elenden Zelle.

Er blieb stehen und starrte sie an und fühlte jetzt, daß der Zauber immer mächtiger in ihm wirkte, daß er nie ein Weib gesehen, das solche Macht über sein innerstes Wesen gehabt. Vieles hatte er gehört von ihrer Macht und ihrem Zauber, oft hatte man sie in seiner Gegenwart die Circe von Italien genannt. Oft hatte er versucht, spöttelnd über ihre Allmacht zu sprechen und von Denjenigen, welche ihr unterlegen waren, mit Verachtung zu reden.

Jetzt begriff er, daß alle diese Geschichten, welche man ihm erzählt, Wahrheit enthalten mußten, jetzt fühlte er, daß auch er ihrem Zauber erliegen müsse und daß gerade ihr Stolz, ihr hoheitsvolles Wesen ihn unterwarf.

Aber so wie sie vorher sagte, so sagte auch er jetzt: „Ich will nicht, nein, ich will ihr nicht unterliegen!“ Er faßte seine Seele zusammen und krampfte sein Herz auf, daß es stolz sein sollte und kalt, wie es immer gewesen.

„Es ist genug der Verhandlungen und des Wortgefechts,“ sagte er zu sich selbst, „wir wollen eine andere Seite anschlagen! Sie ist meine Gefangene, sie ist mir unterthänig, was gebrauche ich mehr, sie soll mich als ihren Herrn anerkennen!“

Er that einen Schritt zu ihr hin mit trotziger Miene und stolzem Wesen; dann, als ihr Blick dem seinigen begegnete, blieb er stehen und der Zauber wirkte wieder auf ihn.

„Nein, nicht trotzen, ich will es mit der Bitte versuchen! Es giebt noch ein drittes Mittel!“

Nun sänftigte er seine Stimme und zwang seine Miene ruhig und sanft zu sein.

„Gräfin Anatolia,“ sagte er mit fast zärtlichem Geflüster, „ich bewundere Sie und ich sage Ihnen, mein ganzes Sein neigt sich vor Ihnen in Demuth! Sie sind ein edles Weib und ich wiederhole es Ihnen, ich bewundere Sie! Sie wissen, daß Sie meine Gefangene sind und Sie sind edel und klug genug, um eingestehen zu müssen, daß Ihre Gefangenschaft keine ungerechte ist. Sie haben seit Jahren conspirirt gegen die Machthaber und Fürsten von Italien. Sie haben es nie verleugnet, daß Sie es als den edelsten Zweck Ihres ganzen Daseins betrachtet, die gegenwärtigen

politischen Verhältnisse zu ändern, Throne umzustürzen, selbst den Thron des Statthalters Christi zu zerbrechen! Sie haben nie verleugnet, daß Sie eine Verschworene sind, daß Sie conspiriren, daß Sie den geheimen Gesellschaften in allen Städten Italiens angehören und Sie müssen es daher begreiflich finden, daß ich, in dessen Händen die Zügel der Regierung liegen, daß ich Sie unschädlich zu machen suche."

Sie zuckte die Achseln. „Sie meinen, ich würde dem Wolfe die Zähne ausreißen, daß er nicht zu beißen vermöchte?" sagte sie stolz. „Was würde es mir aber helfen? Sie sind nicht der einzige Wolf, Cardinal, und wenn Sie es nicht sind, wird ein anderer an Ihre Stelle treten, Sie sind nicht unersetzlich für die Ihrigen!"

Er fuhr zusammen, als habe ein glühendes Eisen ihn berührt. Dieser kalte Hohn, diese Verachtung machten ihn rasend vor Zorn, und indem er sie anschaute, fühlte er etwas anderes in seiner Seele aufflammen.

Nie hatte er ein solches Weib gesehen, nie war eine Schönheit von solcher imponirenden Größe und Hoheit gegen ihn aufgetreten!

Viele Frauen hatten sich beworben um seine

Gunst, die stolzesten, schönsten hatten ihm gelächelt und hatten sich seiner Gunst gerühmt. Diese verachtete ihn, und diese allein erinnerte ihn jetzt daran, daß unter dem Purpurkleide des Cardinals das Herz eines Mannes schlug.

Die glühende Leidenschaftlichkeit früherer Tage flammte auf einmal in seiner Seele auf, der Cardinal war in diesem Moment abgelöst von seinem ganzen Sein und Denken und nur der stolze, gewaltsame Räuber der Abruzzen lebte wieder auf in seiner Seele.

Er trat rasch zu ihr vor und faßte ihre Hand, hielt sie fest in der seinigen und starrte ihr in das Angesicht.

„Gräfin Anatolia, Sie sind ein bewunderungswürdiges Weib, Sie sind schön, stolz und prächtig, wie ich nie eines gesehen!"

Sie war weder erschrocken, noch erfreut über seine Worte, nur mit einem langen, stolzen Blicke sah sie ihn an.

„Cardinal, überlassen Sie die Schmeicheleien anderen Männern! Sie sind ein Priester!"

Er ließ ihre Hand fahren und ein Fluch zitterte auf seinen Lippen, welchen der Priester kaum zurückzuhalten vermochte.

„Unglückselige," sagte er, „haben Sie wenigstens Gnade mit sich selber, reizen Sie mich nicht immer! Wissen Sie denn nicht, daß Sie in meiner Gewalt sind?"

„Ich weiß es," sagte sie, „und ich weiß auch, daß es nichts Schlimmeres giebt, als in der Gewalt rachsüchtiger Priester zu sein!"

Ein dumpfes Stöhnen kam aus seiner Brust hervor, er wandte sich ab, ging auf und nieder und blieb dann wieder vor ihr stehen.

„Wollen Sie denn Ihr Verderben, Anatolia? Wissen Sie denn nicht, daß, wenn ich Sie jemals wieder aus Ihrer Zelle hinauslasse, Sie als eine Geschmähte, Geächtete gehen, daß der Bannstrahl des Papstes Sie treffen wird? Oh, die Armen und die Bettler werden Sie nicht mehr beneiden, denn wir werden Ihre Güter einziehen."

Sie schüttelte stolz ihr Haupt. „Das können Sie nicht! Meine Güter liegen nicht im Kirchenstaate, sie sind überhaupt der Gewalt nicht mehr zugänglich. Wir haben es von Euch gelernt, vorsichtig und klug nicht blos den Räuber- und Mörderhänden unsere Körper, sondern auch unsere Güter zu entziehen. Das Letzte, was ich noch in Italien besaß, meine Paläste in Venedig, habe ich verkauft, und als die Schergen

des Erzherzogs Maximilian kamen, um sie mit Sequester zu belegen, da war zu meinem Glück der Eigenthümer da, dem ich sie verkauft hatte, und das Rachewerk des österreichischen Gewalthabers konnte nicht vollbracht werden. Sie sehen, meine Güter sind nicht mehr zu rauben. Sie können mich tödten; aber meine Documente befinden sich in den Händen Ihres stolzesten und edelsten Feindes, des Ministers Cavour, und glauben Sie mir, er wird es verstehen, denselben Geltung zu verschaffen. Alle freien und edlen Italiener sind meine Erben, und wenn Sie mich tödten, so haben Sie dadurch nur gemacht, daß Ihre Feinde neue Mittel gewonnen haben, um ihre Armeen zu verstärken und sich gegen Sie zu rüsten, Cardinal!"

Er blickte sie athemlos, mit staunender Bewunderung, mit wüthendem Zorn und doch mit innerster Freude an. „Mein Gott," sagte er leise und flüsternd, so daß sie ihn kaum verstand, „wer sind Sie denn, und wie ist es möglich, daß Sie keine Furcht empfinden, da Sie doch wissen müssen, was Ihnen bevorsteht? Giebt es denn gar keine Schrecknisse für Sie? Zittern Sie denn nicht für Ihre Schönheit, für Ihre Jugend? Beklagen Sie denn nicht all den Glanz, die Freude, die Herrlichkeit, welche für Sie auf immer verloren ist?"

Sie sah ihn an mit einem verächtlichen Lächeln.

„Eminenz, der Ton Ihrer Stimme dünkt mich wie das Zischen einer Schlange, wie das Zischen jener Schlange, welche einst Eva im Paradiese den Apfel darreichte. Ich bin von dem Märchen aus dem Paradiese belehrt, daß man Schlangen nicht Gehör geben darf! Lassen Sie also Ihre Schmeicheleien, denn sie sind vergeblich! Seien Sie wieder Sie selbst, der listige Prälat, der meineidige Priester und Staatsmann, der Sie immer gewesen! Verrühmen Sie sich doch der kleinlichen und feigen List, mit welcher Sie mich hierhergebracht. Ja wahrlich, es war ein stolzes Stück Ihrer scharfsinnigen Herrlichkeit, Ihren Bruder mit falschen Schwüren zu täuschen, sich den Anschein zu geben, als fürchten Sie mich und das öffentliche Aufsehen nicht, und dann heimlich zu conspiriren mit Kutschern und Fiakern! Ihr eigenes Pferd mußte stürzen, um die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zu lenken, dann mußte der Kutscher angeworben werden, daß das elende Pferd des Fiakers mit mir von dannen jage. Es war ein schönes Stück feiger Staatskunst. Freuen Sie sich, daß Sie den Sieg errungen haben! Ich freue mich auch, denn jede Stunde der Qual hier wird aufgewogen durch den Gedanken: „„Ich bin es,

die den edlen patriotischen Marchese Toscha befreit hat!"" Denn Sie werden ihn nicht zurückführen können! Er ist frei und mein Leben wiegt sein Leben noch lange nicht auf; ich kann sterben, aber ich werde dennoch leben in den Herzen aller großen Patrioten."

„Hüten Sie sich," rief er zornig, „hüten Sie sich, mich noch länger zu reizen! Ich sage Ihnen, es giebt noch Mittel, Sie zu demüthigen! Ja, es giebt Mittel, die Gräfin Anatolia so in den Staub zu ziehen, daß ihre Freunde sich schamvoll von ihr wenden und mit Fingern auf sie zeigen, weil sie eine Entehrte ist."

„Ha!" rief sie, „jetzt zeigen Sie sich in Ihrer wahren Gestalt, jetzt erkenne ich Sie, Cardinal! O, Sie sind nun wieder der Wolf im Priestergewande, Sie sind nun wieder der Tyrann, gegen den in jeder Minute des Tages und der Nacht die Klagen, die Flüche und Verwünschungen der edelsten und besten Männer aufsteigen. Beugen Sie Ihr Haupt, Cardinal, denn die Last von hundert und hundert Verwünschungen und Rachegedanken liegt auf Ihrem Scheitel, das Blut der edelsten und besten Patrioten, das Sie vergossen haben mit Ihrer rachedürstenden Seele, schreit zum Himmel und mischt sich mit den Todesseufzern der Unsern, die in den Kerkern schmach=

ten, nicht blos in den Kerkern des Kirchenstaates, sondern auch in denen des blutgierigen Ferdinand von Neapel. O, wenn Sie dereinst stehen werden vor dem Throne Gottes, so werden hundert und hundert Ankläger wider Sie sich erheben und ihr Leben, ihr Blut, ihrer Seelen Seligkeit von Ihnen fordern."

Er sah sie sprachlos, athemlos an. War es denn möglich, daß irgend ein menschlicher Mund so zu ihm sprach? Könige hatten ihm geschmeichelt, Kaiser hatten vor ihm gezittert, der Papst selbst beugte demuthsvoll vor ihm sein Haupt, denn er fühlte, daß er seinem Herrn gegenüberstand! Und dieses Weib wagte ihm zu trotzen, ihn zu verhöhnen und anzuklagen und seinen Zorn zu reizen? „Wahrlich," murmelte er zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, „wahrlich, Gräfin, Sie sind kühn und verwegen."

„Die Feigheit überlasse ich den Priestern," antwortete sie, „den Priestern, welche gleich den Füchsen es nicht wagen, den freien Menschen in's Angesicht zu sehen, aber die Gefangenen verhöhnen und sie bedrohen."

Er fühlte ihre Worte wie Dolchstöße in sein Herz eindringen und empfand doch zugleich ihre Wahrheit.

„Vergebung," sagte er, „ich habe mich hinreißen lassen. Es ist wahr, ich habe Sie bedroht; aber Sie

wissen wohl, daß der Zorn zuweilen auch den ruhigsten Mann überwältigt. Sie hatten mich gereizt, jetzt fühle ich mich ruhig und ich sage Ihnen, Gräfin, Sie haben nichts zu fürchten! Ihre Schönheit, Ihr Geschlecht, Ihr Adel und Ihre Jugend schützen Sie vor roher Gewaltthat. Ich nehme Sie unter meinen Schutz gegen alle Ihre Feinde! Aber das will ich Ihnen nicht verhehlen, Ihrer Feinde sind viele und mächtige. Doch ich wiederhole es, ich nehme Sie unter meinen Schutz."

„O, Eminenz," rief sie, einen Schritt zurücktretend, „nun fange ich an, Furcht zu empfinden. Ich bitte Sie lieber, vergessen Sie, daß ich ein Weib bin, daß ich, wie Sie sagen, schön und jung bin! Erinnern Sie sich, daß ich mehr gegen Sie gethan, als mancher Mann und strafen Sie mich nach dem Gesetz, wie Sie einen Mann strafen würden."

Er schüttelte langsam das Haupt und sah sie an und jetzt war ein solcher Ausdruck in seinem Auge, daß Anatolia zum ersten Male erschrack und die Augen niedersenkte.

Sie fühlte, es war eine Veränderung in ihm vorgegangen; es war nicht mehr der stolze Cardinal, der zu ihr sprach, es war der Mann, der ihr gegenüber stand, den sie zu fürchten hatte.

Aber sie wollte mit ihren stolzen Worten und ihrem Hohn den Cardinal, den Priester wieder erwecken in des Mannes Herzen.

„Machen Sie doch keine großen Worte, Cardinal," sagte sie, „sprechen Sie nicht, als ob Sie großmüthig der Weiber geschont hätten! Schmach, Elend und Jammer haben die Frauen meiner Gesinnung nie verschont, und die Fürsten und Priester haben sich nie geschämt, gegen die Frauen zu wüthen, wie sie es gegen Männer thun. In dem Zorn Eurer angetasteten Herrlichkeit habt Ihr die Geschlechter vergessen und Weiber gestraft, wie Ihr es nur den Männern thun konntet. Soll ich Sie daran erinnern, Cardinal, wie Sie die Gräfin Marino haben züchtigen und martern lassen dafür, daß sie ihren Mann aus der Engelsburg befreit hatte? Soll ich Sie gemahnen an Neapel, wo meine Freundinnen, die Baronin Cesta und die Gräfin Camilla, in Gefangenschaft geschmachtet, bis man sie endlich aus ihren Kerkern hervorzog mit zerrissenen Gliedern, mit den Blutmalen der Marterwerkzeuge an ihren Armen und Füßen? Und was war ihre Schuld, Cardinal? Sie hatten auch weiter nichts gethan, als daß sie mit ihrem Gelde, ihrem Liebreiz, ihren Ueberredungskünsten sich Freunde und

ergebene Diener angeworben, welche ihre Männer befreiten. Man ergriff dafür die edlen Frauen, man schleppte sie in die Kerker und Sie, Cardinal, Sie waren es, der den Re bomba aufstachelte! Sie hatten ihm gesagt, man dürfe kein Mitleid haben, gleichviel, ob es Frauen oder Männer seien! Sie hatten gesagt: dem Gesetz gegenüber giebt es kein Geschlecht, gleichviel, sei es Weib oder Mann. Und soll ich Sie nun an mich selber erinnern, soll ich Ihnen sagen, daß Sie es gewesen, der den Herzog von Mantua ermuthigt hatte, an Weibern seinen elenden Zorn zu kühlen? Man hat mich gegeißelt, Cardinal, man hat mir dadurch Schmach angethan, aber die Schmach ist mir zur Herrlichkeit geworden, und jeder Hieb der Geißel ist von meinen Schultern auf Euer Haupt gefallen. Ich habe conspirirt, ich bin also ein Mann, strafen Sie mich, wie Sie einen Mann strafen würden!"

Nicht laut, nicht in fieberischer Aufregung hatte sie das Alles gesagt, sondern ruhig, eiseskalt waren die Worte von ihren Lippen niedergeflossen, und nicht einen Augenblick hatte sie das Haupt geneigt oder den Blick von ihm abgewendet. Er stand vor ihr, wie ein päpstlicher Legat einst vor einer Kaiserin gestanden hatte, die seine Mission zurückwies und der

Macht Roms spottete — nicht wie vor einer hülflosen und rebellischen Gefangenen!

„Es ist wahr," sagte er mit jener Hoheit der Selbstbeherrschung, welche die starren Priester des Mittelalters zum Schrecknis für Kaiser und Könige machte, „es ist wahr, die Kirche darf kein Mitleiden haben, und sie muß mit Feuer und Schwert diejenigen vernichten, welche es wagen, sich gegen sie aufzulehnen. Mitleid darf nicht da sprechen, wo die Heiligkeit der Kirche bedroht ist, wo ihr Königreich angetastet und ihre Herrschaft geleugnet wird! Wahr, daß selbst Ihr Geschlecht Sie nicht retten kann vor dem Zorn und der Strafe der heiligen Kirche! Aber ich will versuchen, Sie zu retten, indem ich Ihre Seele rette und Sie von den Wegen der Sünde zurückführe!"

„Sie?" rief sie mit einem Tone verächtlichen Erstaunens. „Sie wollen mich abführen von den Wegen, welche Sie doch selber wandeln? Lassen wir doch endlich die lügnerischen Wortgefechte. Sie sind gekommen, um zu versuchen, ob ich, um mich zu retten, Ihnen vielleicht die Geheimnisse meiner Freunde verrathen möchte! Ich wiederhole Ihnen, Ihr Versuch ist vergeblich! Ich lasse mich nicht erkaufen, und ich

kaufe auch meine Freiheit nicht mit den Geheimnissen meiner Freunde!"

„Wie," rief er, und seine Stimme zitterte jetzt in tiefinnerster Leidenschaftlichkeit. „Sie wollen also Ihren Triumphen, Ihrem Reichthum, Ihren Vergnügungen und allen Genüssen des Daseins für immer entsagen, um hier in der Einsamkeit des Kerkers ein elendes, unbekanntes, unbeklagtes und nutzloses Leben zu führen, von welchem nichts Sie erlösen kann, nichts als der Tod?"

Ihr Antlitz blieb ruhig, bewegungslos, kalt, wie Marmor.

„Besser in ewiger Gefangenschaft zu leben, als die Freiheit zu erkaufen durch elenden Verrath!"

Er sah sie an und ihre trotzige und strahlende Schönheit entzückte ihn.

„Heilige Jungfrau, welch ein Mann, ein Held würden Sie geworden sein! Sie würden die Welt bezwungen haben! Aber Sie können und Sie sollen das auch als Weib! Anatolia, Frauen Ihrer Schönheit und Ihrer stolzen Energie sind dazu geschaffen, zu herrschen. Ich biete Ihnen die Herrschaft der Welt und der Kirche. Ich will Ihnen nicht blos Ihre Freiheit, ich will Ihnen Glanz und Macht geben. Wollen Sie das von mir annehmen?"

Sie verstand ihn, und über ihre marmorbleichen Wangen flog die glühende Röthe zugleich der Scham und des Zornes hin.

„Monsignore,“ sagte sie langsam und verachtungsvoll, „Sie können freilich mir Vieles geben, nur Eines nicht — die Ehre! Ich habe es verschmäht, meine Freiheit dadurch zu erkaufen, daß ich eine Verrätherin wurde, und jetzt meinen Sie, ich könnte sie erkaufen mit meiner Schande! Sie glauben also, daß ich denke, wie Sie, und daß mir Alles käuflich ist, auch meine Ehre? Enttäuschen Sie sich, Eminenz, ich bin ein Weib und kein Priester, kein Cardinal!“

Jedes ihrer Worte traf sein Angesicht, wie ein Geißelhieb, und machte es glühend roth vor Schmerz und vor Zorn.

„Wohlan,“ sagte er zähneknirschend, „es ist genug der Worte! Ich bot Ihnen die Welt und Sie haben sie verschmäht. Jetzt sollen Sie erkennen, wer ich bin und was Sie sind! Ein armes, gebrechliches Spielzeug in meinen Händen, das sich meinem Willen fügen muß, und das ich verächtlich bei Seite werfe, wenn ich seiner überdrüssig bin, eine Zerstreuung, die ich eine Stunde in meinen Arm nehme, und dann —“

„Eminenz,“ unterbrach sie ihn mit ruhiger Ver-

achtung, „Sie werden mich nie in Ihre Arme nehmen, denn Sie sind feige, und Sie fürchten die Dolchspitzen!“

Und wie sie das sagte, zog sie mit ihrer weißen kleinen Hand einen feinen langgespitzten Dolch aus ihrem Gewande, und richtete die blinkende Spitze gegen den Cardinal.

„Dieser Dolch schützt mich vor Ihrer Brutalität, Eminenz, und wenn ich in höchster Noth bin, wird er es sein, der mir die Freiheit giebt durch den Tod.“

Er wich zurück bis an die Thüre. Er las in ihren Augen, daß sie Wahrheit sprach, und daß dieser kleine Dolch ihn so gut treffen könne, als ihre eigene Brust.

„Es ist gut,“ murmelte er. „Wir kennen jetzt einander, und wissen, was wir von einander zu halten haben! Leben Sie wohl, Gräfin Anatolia! Sie haben meine Liebe verschmäht, Sie sollen jetzt meinen Haß kennen lernen! Ich werde nicht eher wieder hierher kommen, als bis Sie in Verzweiflung mich darum anflehen, und glauben Sie mir, Sie werden es! Leben Sie wohl!“

Er wandte sich um, öffnete die Thür und schritt

hinaus. Er sah, wie sie dastand in der Mitte der Zelle mit dem Doch in der erhobenen Rechten und hörte noch, wie er den Gang hinunter ging, ihre helle und klare Stimme, welche rief: „Niemals, niemals werde ich Sie rufen, lieber den Tod als Sie!“

Drittes Capitel.

Die Freundinnen.

In dem Palaste des Grafen Martiny in Hannover bereitete man alles vor zu einem glänzenden Familienfeste. Die Decorateure und die Tapeziere waren schon seit Tagen thätig, den großen Tanzsaal und die anliegenden kleineren Säle und Gemächer prachtvoll auszuschmücken; die Zofen waren damit beschäftigt, die Festkleider für die Damen zu arrangiren, und in Küche und Keller war ein reges Leben. Das Fest, welches man begehen wollte, war die Vermählung der jungen Comtesse Amalia.

Die Leute in Hannover wußten gar vieles zu erzählen von dieser Vermählung; die guten Freundinnen flüsterten einander achselzuckend in's Ohr, daß es nur eine Convenienz-Heirath sei, welche die schöne Amalia eingehen werde! Man hatte ihren Bräutigam

nie gesehen, man wußte nichts von ihm, als daß er ungeheure Güter in Holstein besitze.

„Und bisher," flüsterte die etwas boshafte Baronin Mainau auf einem Kaffeeklatsch den Freundinnen zu, „bisher ist von dem Baron von Ebermann nichts weiter bekannt gewesen, als daß er auf den Viehausstellungen immer die schönsten Ochsen von seinen Gütern präsentirt und allemal die Prämie erhalten hat!"

Die Freundinnen lachten dazu und freuten sich des boshaften Scherzes der besten Freundin der Comteß Amalia. Aber die älteren Damen, die weniger mit Gütern als mit Töchtern gesegnet waren, machten doch ein gar ernsthaftes, neidisches Gesicht, und flüsterten einander zu, daß der Baron von Ebermann zwar nicht mehr ganz jung und auch nicht besonders schön sein solle, daß er aber ungeheuer reich sei, und daß der Graf Martiny sehr wohl gethan, seine Tochter mit ihm zu verbinden!

Allerdings war in der letzten Zeit manches über die Comteß gesprochen worden! Man wußte, daß sie mit Graf Richard von Wall wirklich verlobt gewesen, und daß sie am Hofe sogar präsentirt gewesen!

Und es war doch immer ein Scandal, daß nun die Verlobung zurückgegangen! Niemand wußte warum!

Doch fand sich unter den älteren Damen Eine, die unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Freundinnen mittheilte, daß Graf Wall ein so überaus leichtes Leben geführt und in Italien so eigenthümliche Verbindungen angeknüpft habe, daß Graf Martiny es für nöthig gehalten, die Verlobung aufzuheben.

„Das leichtfertige Leben," bemerkte eine Andere, „das kann man dem Grafen Richard wohl verzeihen, denn er ist jung, und die Männer genießen ihre Jugend; aber er hat viel Schlimmeres gethan, er hat sich mit den Demokraten, den Rothen eingelassen! Er ist ein Freund von Garibaldi und man erzählt, daß er geheime Zusammenkünfte mit den Aufrührern gehabt!"

„Das natürlich war ein Fleck auf seinem Namen, den Graf Martiny nicht übersehen konnte, um so weniger, da Sie ja wissen, meine Damen, wie streng darin Se. Majestät der König ist! Er würde niemals das junge Ehepaar am Hofe haben erscheinen lassen, wenn es bekannt geworden wäre, daß der Graf von Wall das entsetzliche Verbrechen begangen, mit den Aufrührern sich in Verbindung zu setzen. Das wußte der Graf, und deßhalb hob er die Verlobung seiner Tochter mit dem Grafen auf."

„Und er hat sehr wohl gethan," bemerkte der Chor der alten Damen. „Man muß diese Aufrührer und Empörer fliehen wie die Pestkranken, denn ihre Krankheit ist ansteckend!"

„Ja," sagte die Eine der Damen, „ja man sagt sogar, die Comtesse Amalie soll ein wenig von der Krankheit angesteckt sein, und es soll sehr schwer gewesen sein, sie von der Verbindung mit dem Grafen zurückzuhalten, sie soll ihn wirklich geliebt haben!"

„Arme Comtesse," sagte eine Andere, sie sieht so bleich aus, und es fiel mir auf, daß sie bei den letzten Hoffesten gar nicht tanzte! Ich glaube, sie liebt ihn noch, diesen Aufrührer und Empörer!"

Und während man in den Café's und den Soiréen so sprach von dem Schicksal der jungen Gräfin Amalie, sprach sie selber doch zu Niemand von dem, was sie bewegte! Seit jenem Tage, da Richard Abschied von ihr genommen, war sein Name niemals über ihre Lippen gekommen, und niemals hatte sie zu ihren Eltern geklagt, niemals schien sie zu bereuen, daß sie, um der Liebe ihrer Eltern willen, den Geliebten ihres Herzens verstoßen hatte! Nur der beobachtende Blick ihrer Mutter bemerkte, daß sie stiller und sinniger geworden, und daß die Rosen auf ihren Wan-

gen erblichen waren. Und das mütterliche Herz hatte versucht, durch Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, die Wunden zu heilen, welche, das wußte sie, in dem Herzen ihrer Tochter noch bluteten.

Der alte Graf, ihr Vater, indessen hatte ein anderes Mittel gesucht, das wirksamste, wie er vermeinte. Er hatte eines Tages seine Tochter zu sich berufen und mit sanften, aber doch gebieterischen Worten ihr angekündigt, daß es nöthig sei, sie zu vermählen, um dem Gerede der Welt über die abgebrochene Verlobung endlich ein Ende zu machen!

Amalie hatte dazu geschwiegen und nur demüthig ihr Haupt gesenkt. Und Graf Martiny hatte ihr nun gesagt, daß einer seiner Jugendfreunde, einer der edelsten und vortrefflichsten und dazu der reichsten Edelleute um ihre Hand geworben. Zwar habe er die Comtesse niemals gesehen, aber ihr Portrait, welches ihr Vater dem Freunde gesandt, habe einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er, der bisher niemals vermählt gewesen und nicht mehr jung sei, sich seitdem immer mit dem Wunsche getragen, die Comteß Amalie zu seiner Gemahlin zu machen. Der alte Graf fügte hinzu, daß diese Verbindung ihm außerordentlich willkommen sei, da dieser Baron ungeheuer reich sei und dabei

sehr freigebig und nichts sehnlicher wünsche, als daß seine junge Gemahlin so viel Geld als möglich zu ihrem Vergnügen ausgebe. Außerdem habe er beschlossen, seine Gemahlin als Universal-Erbin seines ganzen Vermögens einzusetzen! Und dabei gestand der alte Graf mit leiser, gedämpfter Stimme, daß er in der letzten Zeit bedeutende Verluste erlitten, daß er, angesteckt von dem Geiste der Zeit sich in Speculationen eingelassen habe, die fast Alle mißglückt wären, so daß er ihr bekennen müsse, der größere Theil seines Vermögens sei verloren und nur mühsam könne man noch den alten Glanz des Hauses aufrecht erhalten! Deßhalb wäre es ein glückliches Ereigniß, einen reichen Schwiegersohn zu gewinnen, und die Eltern würden ruhiger sterben, wenn sie wüßten, daß ihre einzige, geliebte Tochter in Glanz und Fülle zurückbleibe!

Die Comtesse hatte alles mit demüthiger Ruhe angehört und dann mit sanfter Stimme ihrem Vater ihre Einwilligung gegeben zu ihrer Verlobung. Nur das Eine hatte sie sich zur Bedingung gemacht, daß sie nicht nöthig habe, vorher mit dem Bräutigam zu verkehren; sein Bild solle man ihr nur geben, damit

sie sich an seinen Anblick gewöhne, und dann wünsche sie, daß der Bräutigam erst am Hochzeitstage kommen möchte.

Es war eine seltsame Bitte, indessen der alte Graf meldete sie seinem Freunde, dem Baron Ebermann und dieser fügte sich in dieselbe. Noch eine andere Bitte hatte dann die Gräfin Amalie ihrem Vater ausgesprochen. Sie erzählte ihm, daß sie in der Pension der Madame Saint Hilaire in Paris, in welcher sie zwei Jahre lang gewesen, um ihre Erziehung zu vollenden, drei Freundinnen gewonnen habe, die sie wie ihre Schwestern liebe! Am Tage, da sie sich getrennt hatten, um alle vier in ihre Heimath zurückzukehren, hatten sie sich die Hände gereicht und einen heiligen Eid einander abgelegt, daß sie alle Jahre sich besuchen und zu einander kommen wollten, jedes Jahr an einem verschiedenen Orte bei einer Freundin, und daß, wenn außer den bestimmten Tagen der Zusammenkunft, Eine sich vermähle, die drei andern Freudinnen kommen würden zu ihrer Hochzeit, und wären sie durch Länder und Meere getrennt.

Der größte Wunsch der Comtesse Amalie war also der, daß man die Freundinnen benachrichtige und daß man den Tag der Hochzeit auf jenen Tag festsetze,

welcher der erste Jahrestag nach jener Trennung aus der Pension sei.

Der Graf hatte diesen Wunsch seiner Tochter nicht zurückweisen wollen und können, und man hatte den drei Freundinnen geschrieben und sie zu Hochzeitsfeier am Jahrestage ihres Bundes geladen.

Keine von ihnen hatte den Ruf überhört, und sie waren am Vorabend der Hochzeit eingetroffen in Hannover. Im Palaste des Grafen hatte man für sie Zimmer bereit gehalten, und die Comtesse Amalie war selbst zur Eisenbahn gefahren, um die Freundinnen von dort in ihr Palais zu führen.

Nun, am Vorabend der Hochzeit waren die Freundinnen versammelt in dem Gemache der Comtesse Amalie. Ein schöner und lieblicher Anblick war's sie zu sehen, wie sie da zusammen saßen auf dem Divan, die Hände ineinander geschlungen, dicht an einander gepreßt die lieblichen Gestalten, die Köpfchen aneinander gelegt und sich anschauend mit prüfenden, fragenden Blicken. Wie verschieden sie alle waren in Aussehen und Gestalt und doch wie ähnlich im Ausdruck der Liebe und der herzlichen Zuneigung, die aus ihren Augen glänzte!

„Mir scheint," sagte die Comtesse Amalie, sich

an die Freundinnen wendend, „mir scheint, Aurelie, daß Du noch schöner geworden bist! Deine Gestalt ist höher und herrlicher geworden, und Du siehst bezaubernd aus mit diesen schwarzen Locken, die wie Schlangen der Verführung Dein schönes Haupt umringeln!"

Die Freundinnen lachten und ein glühendes Roth überflog Aureliens Wangen.

„Du schmeichelst, als wärest Du ein Cavalier," sagte sie, „aber wir könnten Dir die Schmeichelei zurückgeben! Auch Du bist schöner geworden!"

„Ja!" rief der Chor der drei Freundinnen, „auch Du bist schöner geworden!"

„Das heißt," bemerkte die Eine von ihnen, und ihre großen schwarzen Augen richteten sich mit einem tiefen Ausdruck auf Amalie hin. „Das heißt nicht schöner, aber anders bist Du geworden, Amalie! Du warst eine Rose, als wir die Pension verließen und Du bist eine Lilie geworden! Deine Wangen sind gebleicht!"

Es zuckte wie ein Schmerzgefühl um Amaliens Lippen, als ihre Freundin Bianca Bianconi so sprach, sie antwortete nichts, aber sie schlang den Arm um den Hals der Freundin und küßte sie.

„Und wie findet Ihr mich?" fragte die Vierte der Freundinnen lachend, indem sie aufsprang, sich vor

die drei Freundinnen hinstellte und ihre kleine zierliche Figur zu erhöhen suchte, „sagt, wie findet Ihr mich? Bin ich nicht auch gewachsen, auch schöner geworden? Und wie steht's mit den Rosen auf den Wangen? Findet Ihr nicht auch, daß sie wunderbarer, herrlicher erblühten? Mein Gott, schmeichelt mir doch auch ein bischen!"

Die Freundinnen lachten und schauten mit vergnügten, fröhlichen Mienen auf die zierliche, reizende Gestalt hin, die vor ihnen sich darstellte.

„Du bist unverändert geblieben," sagte Aurelia ihr zunickend, „bist noch immer das übermüthige, frohe „Berliner Kind," wie wir in der Pension Dich nannten. Und sage, Louise, bist Du noch immer stolz darauf, eine Berlinerin zu sein?"

„Bin stolzer darauf als je!" sagte sie das Köpfchen zurückwerfend. „Es kann's nicht Jeder haben und thun, ein Berliner zu sein und nach Paris giebt es in der ganzen Welt nichts Stolzeres und Herrlicheres als Berlin. Ja, lachen Sie nur, meine Damen, es ist so, nach Paris nichts Größeres als Berlin! Berlin ist ein kleines Paris, und es wird nicht so sehr lange mehr dauern, so ist Berlin ein großes Paris und Paris ein kleines Berlin!"

„Sie ist noch immer dieselbe!" lachten die An=

deren, „und es ist, wie es scheint, auch nicht der leiseste Hauch einer Wolke über ihre Stirn hingegangen!“

„Nein, wirklich nicht!“ lachte Louise, „es war immer recht hell in unserem Hause in Berlin, die Sonne schien hinein und ließ mein Herz fröhlich und unbekümmert sein! Aber, meine Freundinnen, wir wollen jetzt das erfüllen, was wir uns an jenem Tage gelobt haben, als wir unseren Bund schlossen. Wißt Ihr es noch?“

„Ja, wir wissen es noch! Wir haben gelobt, in jedem Jahre zusammenzukommen, und uns getreulich und ohne Rückhalt zu beichten und zu erzählen, was wir in diesem Jahre erlebt haben. Wir haben außerdem gelobt, daß, wenn Eine in Gefahr ist, wir die anderen Freundinnen rufen und Alle diesem Rufe Folge leisten müssen!“

„Ja, das haben wir gelobt, und das werden wir auch halten!“ riefen sie alle zusammen.

„Zur Hülfe hat keine die Andere gerufen!“ sagte Louise mit ihrer raschen, fröhlichen Stimme, „aber die Beichte müssen wir einander ablegen!“

„Ja, die Beichte!“ flöteten die jungen Mädchen. Und nun sah man, wie hier eine Wange erbleichte und dort erröthete.

Louise hatte die drei Freundinnen beobachtet und lachte hell auf. „Ah," rief sie, „die Beichte wird Einigen von uns Verlegenheiten bereiten, aber wir werden unsern Schwur erfüllen, nicht wahr?"

„Ja, wir werden ihn erfüllen!" betheuerten die Anderen. Und nun setzten sie sich zusammen auf den großen Divan und schauten sich mit fragenden Blicken an.

„Die Aeltere von uns möge anfangen! Wir sind noch Gott sei Dank so jung, daß wir nicht nöthig haben, aus unserem Alter ein Geheimniß zu machen! Ihr wißt doch, wie unsre Freundschaft entstand? Wir entdeckten, daß wir alle in einem und demselben Jahre geboren waren, das heißt, daß wir jetzt alle achtzehn Jahr alt sind! Der Unterschied des Alters bezieht sich also bei uns nur auf Monate und Tage!"

„O, dann bin ich die Aelteste!" sagte Aurelie d'Alme, „denn ich bin im Januar geboren."

„Sie ist die Aelteste! Sie ist die Aelteste! Sie muß ihre Beichte zuerst ablegen!" rief Louise. „Und diejenige, welche zu beichten hat, nimmt auf dem Fauteuil, unserm Divan gegenüber, Platz."

Sie sprang auf und rollte mit geschäftigen Händen den breiten sammetüberzogenen Fauteuil dem Divan

gegenüber und Mademoiselle Aurelie d'Alme nahm auf demselben Platz. Die vier Freundinnen schauten sie mit neugierigen, gespannten Blicken an. Aureliens Angesicht war jetzt ernst und nachdenklich geworden.

„Wir haben uns feierlich geschworen, einander die Wahrheit zu bekennen," sagte sie, „und in diesem Sinne, meine Freundinnen, will ich Euch jetzt meine Geschichte erzählen. Es ist indessen," fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „eine traurige Geschichte, und würde ich sie ausführlicher erzählen, Ihr würdet mit mir weinen müssen, und vielleicht auch Euch meiner schämen!"

„Uns Deiner schämen?" riefen die Drei, indem sie aufsprangen und sie küßten. „Nein, niemals, Aurelie, denn Du wirst niemals etwas gethan haben, dessen Du Dich zu schämen hättest!"

Sie dankte den Freundinnen mit einem zärtlichen Blick. „In dem Sinne, wie Ihr es meint, gewiß nicht! Aber," fügte sie leiser hinzu, „ich bin arm, und die Armuth legt uns manche Demüthigungen auf, deren die Reichen sich zu schämen pflegen."

Wie sie das sagte, stand Eine der drei Freundinnen, Bianca Bianconi, auf und trat zu ihr hin mit flammenden Augen. „Aurelie!" rief sie, „ich bin

auch arm, ich habe auch Demüthigungen zu dulden gehabt. Fragen wir also unsere Freundinnen, ob sie sich unserer schämen, daß wir arm und sie reich sind?"

„Nein, nein!" riefen Amalie und Louise. Und wieder umschlangen sich die Freundinnen und drückten zärtliche Küsse einander auf die purpurnen Lippen.

„Erzähle, erzähle!" riefen sie, indem sie ihre Sitze wieder einnahmen.

„Wohlan, ich gehorche," sagte Aurelie. „Mein Vater war verwickelt in den Juni-Aufstand des Jahres 1848. Er gehörte zu den strengen und unverbesserlichen Anhängern des alten Regime. Er hatte conspirirt unter Louis Philipp gegen die Orleanisten und er conspirirte nun unter dem Präsidenten der Republik und nachher unter dem Empereur gegen die Napoleonisten für seinen König und Herrn Heinrich V., den Grafen Chambord. Ihr wißt, daß der Kaiser Napoleon in solchen Dingen sehr energisch ist und kurzen Prozeß macht mit seinen Gegnern und Widersachern. Mein Vater ward zur Deportation nach Cayenne verurtheilt, hatte das Glück in Marseille, wo man ihn einschiffen wollte, zu entfliehen und fand bei dem Grafen Chambord gütige Aufnahme.

„Ich war mit meiner armen Mutter in Paris

zurückgeblieben. Ich will Euch nicht erzählen von der Armuth und Dürftigkeit, die unser Loos war, wie wir lebten von den mildthätigen Gaben unserer Freunde, und wie wir darbten und litten. Aber eines Tages kam mein Vater zu uns zurück, ganz unerwartet, verkleidet, unter fremdem Namen. Er kam mit den alten Ideen, mit denselben Wünschen, immer der treue Legitimist, der bereit ist, Revolutionen zu machen für seinen Herrn. Graf Chambord hatte ihn, so viel er vermochte, mit Mitteln ausgestattet, und er kam, um eine neue Verschwörung anzuzetteln und sich gelegentlich auch ein wenig nach Weib und Kind umzuschauen. Wir bekamen eine bessere Wohnung, wir hatten nicht mehr nöthig, oft des Abends ohne irgend etwas gegessen zu haben zu Bett zu gehen. Ich habe in der Pension niemals davon erzählt, denn Ihr wißt ja, Frau St. Hilaire hielt strenge darauf, daß ihre Pensionärinnen nichts von ihrer Vergangenheit und ihren Eltern erzählten. Sie wollte, daß wir alle gleich seien, und nicht von einander wüßten, ob wir arm oder reich, vornehm oder gering seien. Und was hätte ich Euch Anderes auch erzählen können als von niederdrückender, demüthigender Noth! Mein Vater, wie gesagt, machte Dem ein Ende, es kam eine bessre Zeit

für uns. Aber ach; sie dauerte nicht lange! Meine gute Mutter starb und mein Vater gab mich in die Pension der Madame St. Hilaire. Er bezahlte gleich mehrere Jahre voraus für mich, wohl im Hinblick seines eigenen gefährdeten Daseins. Dann verließ er mich und begab sich in die Vendee, um dort die Anhänger Heinrichs V. zu einer Verschwörung aufzustacheln. Die Verschwörung mißlang, wie schon so viele mißlungen waren. Die Verschwörer wurden ergriffen, in die Gefängnisse geschleppt und weiter habe ich von meinem Vater keine Kunde mehr erhalten. Nur hatte er mir befohlen, die Adresse meines Aufenthaltsortes alle Monate nach einem bestimmten kleinen Städtchen in Italien zu senden. Das habe ich gethan, aber bis jetzt keine Antwort darauf erhalten.

„Als wir damals die Pension verließen, war die Zeit, für welche mein Vater bezahlt hatte, abgelaufen, und als ich nun hinaustrat aus dem Hause der Madame St. Hilaire, da war ich ärmer und hülfloser noch als damals, da mein Vater zu uns kam, denn meine Mutter war todt!"

„Und das sagtest Du uns nicht?" riefen die Freundinnen mit Thränen in den Augen, „Du ge-

dachtest nicht, daß wir einander gelobt, in jeder Gefahr einander beizustehen?"

„Ich sagte es nicht, weil ich den Stolz habe, mein Leben mir selber zu gestalten, und im Grunde war ja auch keine Gefahr vorhanden, nur Noth und Entbehrung, und daran, meine Freundinnen, war ich gewöhnt. Ja," sagte sie mit edler Haltung, „ich war entschlossen, mir mein Schicksal selber zu gestalten! Ich wußte, daß ich wenigstens Einen Schatz besaß, den ich verwerthen konnte, und dieser Schatz war die richtige und schöne französische Aussprache, die wir alle der Frau von St. Hilaire verdanken, und um deretwillen wir alle in diese Pension gebracht worden waren. Ich begab mich auf eins jener Erkundigungsbureaus, wo man der weißen Sclaverei huldigt, das heißt, wo man Gouvernanten, Bonnen und dergleichen unglückliche Geschöpfe verkauft zum Dienste für reiche, vornehme Leute.

„Eine russische Gräfin suchte eine Gesellschafterin aus vornehmer Familie, ich stellte mich ihr vor und mein Name, mein Aussehen, meine französische Aussprache fanden Gnade vor ihren Augen. Ich nahm also bei ihr die Stelle der weißen Sclavin an, und ging mit meiner Herrin nach Italien. Soll ich Euch

nun erzählen von meinen Leiden, von den schmerzlichen Demüthigungen, die ich in diesem Jahre der Sclaverei ertragen mußte? Soll ich Euch sagen, wie ich, die Tochter des Marquis d'Alme, um des elenden Geldes willen, das ich von meiner stolzen, hochmüthigen Herrin empfing, jeden Tag Beleidigungen und Kränkungen zu dulden hatte? Soll ich Euch sagen, wie mein Herz sich dagegen aufbäumte, wie ich oft die Nächte mit Thränen rang und doch am Morgen wieder demüthig die Sclaverei auf mich nahm und dulden und leiden und doch dabei fröhlich erscheinen mußte? Soll ich davon erzählen? Fordert es nicht, meine Freundinnen! Laßt Euch nur erzählen von dem Tage, da alles dies zusammenbrach.

„Die alte Gräfin begehrte von mir, was ich nimmer erfüllen konnte, noch wollte. Ihr ältester Bruder, reich wie sie, unbändig und wild wie ein ungebildeter Sohn der Steppen, hatte sein Auge auf mich geworfen, und wagte es, mir eine Liebeserklärung zu machen. Die bezahlte Gesellschafterin seiner Schwester schien ihm aber zu gering, um mit seinen Liebesschwüren ihr zugleich seine Hand anzubieten. Ihr versteht, meine Freundinnen, Ihr versteht all' die Beleidigungen und Demüthigungen, die ich zu dulden

hatte. Denn seine Schwester stand auf seiner Seite und verlangte von mir, was ich nimmer erfüllen konnte.

„Ich ging hinaus aus dem gräflichen Hause, hinaus mit den wenigen Skudi, die ich erübrigt hatte. Mit einem elenden Vetturin in langsamen Tagereisen machte ich die Reise von Rom nach Florenz. Da ließ ich anzeigen, daß eine junge Pariserin bereit sei, in der französischen Sprache Unterricht zu geben. Und ich fand bald Schülerinnen und Schüler. Dann eines Tages," fuhr sie mit leiserer Stimme fort, „eines Tages fand ich, was ich nimmer erhofft, fand meinen Bruder, von dem ich nur durch meine Mutter gehört hatte, daß er bei einem ihrer Brüder in Florenz auferzogen worden, und der seit dem Tode unserer Mutter für mich verschollen war. Es war ein glückliches Wiedersehen, und wir beschlossen, uns niemals mehr zu trennen.

„Da kam Dein Brief, Amalie, denn ich hatte ja an Dich geschrieben, wie wir's verabredet unter einander, uns Nachricht zu geben, wenn wir unsern Aufenthaltsort änderten. Du riefst mich hierher zu Deiner Hochzeit, und ich natürlich folgte Deinem Ruf. Mein Bruder begleitete mich, er befindet sich jetzt im

Hotel und ich bitte um die Erlaubniß, ihn Dir morgen vorstellen zu dürfen."

„Er ist willkommen, von Herzen willkommen!" sagte Aurelie freudig.

„Auch mir ist er willkommen!" rief Louise lebhaft, „ich hoffe, er gleicht seiner Schwester und ist so schön und liebenswürdig wie sie. Weiter nun Aurelie, weiter!"

Sie schüttelte langsam das Haupt. „Weiter habe ich nichts zu beichten, ich bin zu Ende. Nicht wahr, es ist eine traurige Geschichte und sie erinnert an die Nebeltage, die in Paris wir von unseren Fenstern aus aufsteigen sahen über den Park? So kalt, so freudlos ist das Jahr für mich vergangen und nicht Einmal hat die Sonne geschienen!"

Die drei Freundinnen standen auf und küßten sie. Auch Aurelie erhob sich nun von ihrem Sessel.

„Wen trifft jetzt die Reihe, zu erzählen?" fragte sie.

„Ich glaube, mich, denn ich bin im Februar geboren," sagte Louise, indem sie aufstand mit einer anmuthigen Grazie und mit einem übermüthigen Lächeln Platz nahm auf dem Fauteuil und sich dann mit komischer Gravität vor den drei Freundinnen verneigte.

„Meine Schwestern," sagte sie, „ich habe ein

entsetzliches, ein mich tief beschämendes und furchtbares Bekenntniß zu machen. Schaudert nicht, erbleicht nicht, sondern hört! Meine Bekenntnisse lauten so: Ich habe gar keine Geschichte, nicht den kleinsten Schimmer eines Abenteuers, nichts, was des Nennens werth wäre, zu berichten. Ich bin die Tochter meines Vaters! Das ist Alles, was ich zu melden habe, und nur das Eine kann Euch interessiren, zu wissen, wer mein Vater ist.

„Er ist, ja, wo giebt es nur einen Ausdruck, um das so milde und zart als möglich auszusprechen, und meinen Vater nicht in Euren Augen herabzusetzen? Vor allen Dingen will ich Euch bekennen: ich liebe meinen Vater, er ist ein guter, braver und wenn es darauf ankommt, auch hochherziger und genialer Mensch. Aber vernehmt zuerst das furchtbarste Unglück für einen Bewohner Berlins: mein Vater hat keinen Titel, mein Vater ist auch nicht von Adel, und dennoch kann ich Euch versichern, daß es Tage und Wochen giebt, wo sich die vornehmsten Leute zu meinem Vater hindrängen und ihm verstohlen die Hand drücken! Aber nur verstohlen und vor der Welt möchten sie es verleugnen. Mein Vater ist, um es mit Einem Wort zu sagen: ein Speculant! das heißt, er ist

heute reich und morgen arm, er hat heute Ländereien zu vergeben und Waldungen niederzuschlagen, und morgen lungern die Wucherer vor seiner Thür und lassen ihn furchtbare Zinsen bezahlen für die Capitalien, die er braucht zu seinen großen Speculationen. Bei uns ist immer Ebbe und Fluth!

„Als mein Vater mich in die Pension gab nach Paris, damit ich ein gebildetes Fräulein werden sollte, so gebildet wie eine Gräfin oder wie eine Geheimerathstochter nur sein könnte, als er mich zu Madame de St. Hilaire brachte, waren wir zufällig gerade sehr reich. Mein Vater bezahlte daher auch auf einmal die ganze Pension für zwei Jahre und zahlte auch der Pensionsvorsteherin zugleich das große Taschengeld im Voraus, welches ich allmonatlich bekommen sollte zu meinen Privat-Ausgaben, und das war gut. Ihr wißt es, denn ich hatte vor Euch immer den Vorzug, daß ich stets bei Kasse war.“

„Und Du theiltest immer mit uns wie mit Deiner Schwester,“ sagten die drei Freundinnen lächelnd zu ihr.

„Das versteht sich von selbst; das hättet Ihr auch gethan,“ warf sie leicht hin. „Aber es war gut, daß mein Vater Alles bezahlt hatte, denn wie ich

nach meiner Heimkehr erfuhr, war er dreimal recht arm gewesen in meiner Abwesenheit, aber nachher auch wieder ungeheuer reich. Dreimal hatten die vornehmsten Herren und Börsenfürsten sich um ihn bemüht, denn er hatte gut spekulirt und besaß amerikanische Papiere, die er allein zu vergeben hatte und sie stiegen enorm. Dreimal aber auch lungerten die Wucherer um das Haus herum wie die Wölfe, die ein Opfer zu erspähen haben! Aber Ihr müßt wissen, mein Vater ist kühn und verschlagen wie nur ein Kriegsmann in der Schlacht sein kann, und er hat bis jetzt immer den Sieg errungen. Oh, Ihr solltet nur sehen, wie sein Angesicht strahlt von Energie, und wie seine Augen im kühnen Muthe blitzen, wenn er mir erzählt von seinen Speculationen. Ich freue mich dann seiner, und ich freue mich auch seiner Speculationen, denn ich bin darin die echte Tochter meines Vaters und meines Stammes, ich interessire mich für solche Dinge, und bin immer sehr glücklich, wenn mein Vater mir von seinen Speculationen erzählt. Aber er thut es leider sehr selten, denn er behauptet immer, die Weiber verständen nichts von Geschäften, sie paßten durchaus nicht in's Büreau, sondern seien nur ein hübsches Stück Meuble für das Putzzimmer.

Besonders in letzter Zeit ist mein guter Vater sehr schweigsam gewesen. Doch als ich jetzt Berlin verließ, um hierher zu kommen, war unsere Lage so, daß mein lieber Vater mich mit seiner eigenen, glänzenden Equipage nach der Eisenbahn brachte und empört war über den Gedanken, ich könnte auf einem Platz zweiter Klasse fahren! Dann, als ich schon in dem Coupé saß, überreichte er mir zwei allerliebste Etuis, von denen ich das Eine an Deinem Hochzeitstage für mich selber benutzen, das andere mit Deiner gütigen Erlaubniß an Dich abgeben sollte. Da habt Ihr nun meine ganze Geschichte und ich bekenne es demüthig, es ist eine Schmach, daß ich nicht mehr zu erzählen habe, ja, nicht einmal ein wenig Romantik, nicht ein wenig Liebesabenteuer. Aber was wollt Ihr, mein Vater kennt die Welt und meine Mutter hat ein Paar Augen so scharf und vorsichtig, wie nur irgend eine Duenna sie haben kann, und dann muß ich noch Eins bekennen: es bedurfte solcher Augen nicht. Mein Herz ist noch vollständig unberührt und alle die Lords vom Mühlendamm, wie man bei uns in Berlin die Stutzer des Kaufmannsstandes nennt, und alle die zärtlichen Blicke der wohlwattirten und aufgeputzten Offiziere, die an den Tagen, wo wir reich sind, vor unserem

Hause Fensterparade machen, und alle die Referendarien und Assessoren, welche Mittags in dem Speisehause neben unserem Hause ihr Diner für zehn Silbergroschen einnehmen, und endlich alle die jungen aristokratischen Herren, die ihr Vermögen verausgabt haben und zu meinem Vater kommen, um sich von ihm Vorschüsse geben zu lassen und Anleihen zu machen, diese ganze Schaar der Herren hat mein Herz noch nicht gerührt! Denn Ihr müßt wissen, ich träume von einem Ideal und ich habe meinem Herrn Papa erklärt, nur dann, wenn dieses Ideal vom Himmel herniedersteige, welches ich mir vom lieben Herrgott erflehe, nur dann würde ich mich verheirathen. Und wißt Ihr, was er mir darauf geantwortet hat? Er hat mich ausgelacht und dann gesagt: Du wirst heirathen den Mann, den ich Dir kaufe und den ich für passend erachte. Du wirst eine gehorsame Tochter sein, wie's Deine Mutter und Deiner Mutter Mutter gewesen. Das Heirathen ist ein Geschäft, eine Speculation, weiter nichts! Ich werde dafür sorgen, daß sie nicht schlecht für Dich ausfällt, denn ich bin ein guter Speculant! Darum ängstige Dich nicht und warte ab. Nun, ich warte ab! Das ist meine Geschichte und damit basta!

Ich überlasse den Rednerstuhl meiner Nachfolgerin," fuhr sie pathetisch fort, indem sie sich erhob, „meiner Nachfolgerin, Bianca Bianconi!" Mit feierlichem Wesen, doch mit einem versteckten Lächeln neigte sich Louise vor Bianca Bianconi, die jetzt aufstand und sich auf dem Fauteuil niedersetzte.

Die Augen der Freundinnen ruhten mit zärtlichem und bewunderndem Ausdruck auf ihr, und in der That, sie verdiente die Bewunderung und Liebe der Freundinnen. Sie war schön, eine jener auserlesenen venetianischen Schönheiten, wie sie der Pinsel Titian's und Tintoretto's verewigt hat. Eine jener Schönheiten mit dem rothblonden Haar, mit den schwarzen flammenden Augen, dem zierlichen kleinen Mund, den aufgeworfenen Purpurlippen, der üppigen und doch jungfräulichen Gestalt, das Conterfei der schönen Lavina mit dem grünen Sammetkleide und dem Fähnchen in der Hand, wie Titian sein schönes Weib verewigt hat: das war Bianca Bianconi. Nur daß das Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, nicht so heiter und frisch, nur daß der Blick ihrer Augen nicht so stolz und imponirend war, wie bei den Schönheiten Titians.

Man sah es diesen zuckenden Lippen an, daß sie

nicht immer gelächelt, und tiefe und ernste Gedanken waren in den Augen Bianca's zu lesen.

„Ach! meine Schwestern,“ sagte sie mit leiser, wohlklingender Stimme. „Ich möchte in Liebe und Zärtlichkeit und innigstem Vertrauen mein ganzes Herz vor Euch ausschütten, und doch, indem ich Alles erzählen und Alles beichten möchte, fühle ich auf einmal, daß ich gar nichts zu erzählen habe; denn Empfindungen lassen sich nicht schildern, und Gedanken sind oft recht langweilig und quälerisch und ich habe nur bisher von Gedanken und Empfindungen gelebt. Nur wer ich bin und wer meine Eltern sind, das kann ich Euch berichten und noch hinzufügen das, was ich sein könnte und noch zu werden hoffe.

„Was ich bin! Meine Eltern führten einen prächtigen, großen Namen und gehörten zu den angesehensten Geschlechtern Venedigs. Sie waren eingetragen in das goldene Buch der Nobili und an dem Thor unseres Palastes war eines der ältesten Wappen der venetianischen Republik zu sehen. Dann kamen die Tage der Schmach, der Bedrückung und der Niederlagen. Unser Palast zerfiel, das Marmorwappen über seinem Eingang zerbröckelte und die schönen Gemälde, welche sonst der Stolz unseres Hauses waren,

und um derentwillen viele Fremde unsern Palast besucht hatten, sie wanderten aus, hier und dort hin und fielen Denen anheim, die eben das Meiste dafür boten. Bei jedem Gemälde, das die weiten Hallen unseres Palastes verließ, weinte meine gute Mutter und ging mein Vater, die Hände zornig in einander ringend, auf und nieder.

„Aber sie mußten es doch geschehen lassen, denn sie wollten leben und sie wollten sich nicht demüthigen.

„Nein, sie wollten sich nicht demüthigen vor den stolzen Unterjochern, die das Volk von Venedig besiegt hatten und den Löwen unter ihre Füße traten.

„Viele hatten sich gebeugt, Viele waren in den Staub gefallen vor Oesterreich, mein Vater that es nicht. Er stand aufrecht, während Jene sich beugten, er trotzte, während Demüthigung sein einziges Heilmittel gewesen wäre. Aber während die Regierung ihm grollte, neigte sich vor ihm das Volk von Venedig und wenn er in seinem ärmlichen, verblichenen Anzug durch die Straßen ging, blieben die Leute ehrfurchtsvoll stehen und grüßten ihn, und wenn meine Mutter selbst mit dem kleinen Körbchen auf den Markt ging und die spärlichen Bedürfnisse für unsern Mit-

tagstisch einkaufte, so neigten sich vor ihr die sonst so groben Fischfrauen und Höckerinnen und gaben ihr für wenig Geld das Beste, während sie für viel Geld den Oesterreichern das Schlechteste gaben.

„Endlich war das letzte Gemälde aus unsern Hallen fortgetragen und meine Mutter weinte nicht mehr; sie sah dem Bilde nach mit starrem Blick und sagte nichts weiter mehr, als: Lebe wohl!

„Sie weinte nicht mehr; acht Tage darauf weinten wir bitterlich und entsetzlich, denn meine Mutter war todt und wir standen nun an ihrem Sarge und sagten ihr: „Lebe wohl!" Das letzte schöne Bild der Vergangenheit, die letzte Erinnerung an große Tage ward meinem Vater fortgetragen aus dem verfallenen Palaste: meine Mutter! Sie war todt. Da nahm er den Trauring von ihrem Finger, das letzte Erbtheil unseres Hauses. Der Trauring war geschmückt mit drei großen Solitairs, und seit Jahrhunderten hatte jede Gebieterin des Palastes unserer Ahnen diesen Ring getragen. Nun war die Letzte gestorben und mein Vater verkaufte den Ring.

„Er sagte, es sei das Erbtheil meiner Mutter und für mich allein wolle er es verwenden.

„Wir erhielten eine große Summe für den Ring,

wenigstens meinen kindischen Augen schien sie groß, und mein Vater zeigte sie mir und sagte: dafür sollst Du erzogen und zu einem vornehmen Fräulein und wenn Du willst, zu einer Künstlerin ausgebildet werden. Es mögen sehr bald gefährliche Dinge vorgehen hier in unserm geliebten Italien, davor will ich Dich erretten und Dich von hier fortbringen, mein Kind! Wir gehen nach Paris und da bringe ich Dich in eine Pension.

„Und so geschah es! Ihr wißt, wir waren zwei Jahre zusammen bei Frau von St. Hilaire, und als ich die Anstalt verließ und als wir uns den letzten Kuß gegeben — Ihr erinnert Euch wohl — da kam ein Commissionär in unsere Anstalt, um mich und mein weniges Gepäck abzuholen.“

„Ja wohl,“ erwiderten alle drei, „Du weißt, er fiel uns auf durch die noble Art, mit welcher er grüßte.“

Bianca nickte leise, und ein paar Thränen rannen über ihre Wangen nieder.

„Der Commissionär war mein Vater,“ sagte sie, „mein Vater, der, ohne daß ich es wußte, in Paris geblieben war, wo er unter einer Verkleidung, unter einem erborgten Namen die zwei Jahre sich

als Commissionär sein Brot verdient hatte. Was sollte er auch in Italien? Unser theures Venetia war gedemüthigt und gebeugt, die Edelsten und Besten waren ausgetrieben, — und Betteln, wie seine Landsleute betteln, auf das Wort hin, daß er aus Patriotismus für das Vaterland sein Vermögen hingegeben, dazu war mein Vater zu stolz. Selbst an seine edle Freundin, an die Gräfin Anatolia, wollte er sich nicht wenden, obwohl er wußte, daß sie mit freigebigen Händen alles, was sie besaß, mit ihm theilen würde. Sie war eine Verwandte unseres Hauses, sie war meine Pathe und hatte mich aus der Taufe gehoben. Aber mein Vater hatte ihre Hülfe nie anrufen wollen. „Sie weiß, daß ich im Dienste des Vaterlandes alles hingegeben habe," sagte er, „sie weiß, daß, so lange ich es vermochte, ich mein Vermögen willig gab für unsere edle und heilige Sache. Ich bin verbannt aus dem Vaterlande, weil ich in Florenz die Gefangenen befreit habe mit meinen Mitteln und Geldern. Jetzt ist es an Anatolia, nach mir zu forschen und nach mir zu fragen, ich thue es nicht."

„Das ist edel, das ist schön!" riefen die drei jungen Mädchen mit Thränen in den Augen, während ein Ausdruck der Begeisterung auf ihren jugendlichen

Gesichtern strahlte. Ach, warum haben wir Deinen Vater nicht gekannt, Bianca, warum hat er uns nicht erlaubt, ihm die Hand zu drücken und zu sagen, wie wir ihn bewundern!"

„Er hatte es mir strenge verboten, durch irgend eine Bewegung, einen Ton, einen Blick Euch auf ihn aufmerksam zu machen. Er ist eben stolz wie die Edlen Venedigs, stolz wie die Gladiatoren des alten Roms, wenn sie in den Circus traten und als Sterbende das Volk mit edlem Anstand grüßten. Ach! meine Freundinnen, alle die Edlen von Venedig gleichen heute zu Tage den Gladiatoren des alten Roms, sie rufen es der Welt zu: „die Sterbenden grüßen Euch!" und dann gehen sie stolz und froh hin, um zu sterben."

„Und wo ist Dein Vater jetzt?" fragten alle drei zugleich, mit liebkosenden Blicken das erglühte Angesicht der Freundin betrachtend.

„Mein Vater ist jetzt nach Italien zurückgekehrt," sagte sie, das Haupt stolz zurückwerfend. „Als ein armer Wandersmann ist er zu Fuß dahingegangen. Zu Fuß, wie die Pilger nach Rom gehen, um sich das Seelenheil zu erwerben, so ist mein Vater nach Italien gegangen, ein Pilger der Zukunft, ein Soldat der Armee der Freiheit. Denn ich sage Euch,

meine Schwestern, es bereiten sich große Dinge vor, das hat mir mein Vater gesagt. Die Armee der Freiheit sammelt sich in immer größeren Schaaren, die Edelsten greifen zu den Schwertern und stellen sich in Reih und Glied, denn der Tag der Erlösung, so flüstern sie, der Tag der Erlösung naht heran, und bald werden wir es laut hineinrufen in die Welt: „der Tag der Erlösung ist da.“ Und an jenem Tage, das glaubt mir, meine Freundinnen, an jenem Tage werde ich die Stimme eines Engels und den Ausdruck eines Cherubims in meiner Kehle finden und ich werde singen, wie der Schwan singt: ein Jubellied, wenn wir siegen! Ein Sterbelied für Italien und für mich, wenn wir unterliegen.“

„Ihr werdet siegen und Ihr müßt siegen!“ riefen die jungen Mädchen.

Sie neigte ein wenig das Haupt und saß schweigend da. Dann richtete sie den Blick wieder empor.

„Ich wollte Euch von mir erzählen,“ sagte sie. „Als mein Vater mich aus der Pension abgeholt hatte, führte er mich zuerst in die kleine Chambre garni, die er für mich und sich gemiethet hatte. Ich sagte ihm, daß ich sie schön und prächtig fände und mich glücklich fühlte, in diesem engen Raume mit ihm ver-

einigt zu sein. Er lächelte so sanft, so mild, wie er es immer thut, und legte segnend seine Hand auf mein Haupt."

„Du sollst hier nicht verkümmern und in enger Klause leben," sagte er, „Du bist jung und der Jugend gehört die Welt, Du sollst hinaus in die Welt."

„Aber wie?" fragte ich, „Soll ich Dir zur Last fallen, mein Vater, sollst Du Deine Sorge noch vermehrt sehen durch mich? Niemals soll das geschehen! Nur wenn Du mir erlaubst, selber für mich zu sorgen und mein Brod zu verdienen, dann kann ich bei Dir bleiben!" Er schüttelte sein Haupt. „Es ziemt der Tochter meiner Ahnen nicht, hier zu verkümmern. Ich glaube, Du wirst eine große Zukunft haben." — „Und wie?" fragte ich. Er lächelte. „Hast Du mir nicht gesagt, daß alle Deine Freundinnen in der Pension Dich immer die Sängerin genannt haben?" Ich verstand und begriff alles, was in der Frage lag und wie ein glühender Feuerstrom stürzte plötzlich mein Blut durch meine Adern hin, ich sagte: „Ja, so haben sie mich genannt." — „Willst Du mir jetzt etwas singen?" fragte mein Vater. Ich nickte: „Was soll ich singen?" — „Singe das Lied von der Bella Venetia!" Es war ein Lied, das meine Mutter oft gesungen,

ein Triumphlied für die Königin der Meere, ein Triumphlied für Venedig.

„Ich hatte es nie gesungen und nie gehört seit jenen Tagen, da wir meine Mutter zu Grabe getragen. Aber ich fühlte jetzt, daß jede Note und jeder Ton mit Lapidarschrift in meinem Herzen eingezeichnet war und ich sank auf die Knie nieder und faltete die Hände. Dann mit lauter Jubelstimme sang ich das Lied von der Bella Venetia, das Lied von der Königin der Meere, und während ich sang, stürzten die Thränen aus meinen Augen.

„Als mein Lied zu Ende war, sah ich, daß mein Vater neben mir kniete und blaß war, und weinte wie ich. Dann, immer noch knieend, breitete er seine Arme aus und ich warf mich an seine Brust und umschlang ihn fest und sagte: „Meine Mutter hat uns zugehört und die Bella Venetia, die im Meer versunken ist, die habe ich gesehen und sie wird auferstehen, wie meine Mutter auferstanden ist in dieser Stunde.“ Und mein Vater drückte mich fest an sich und zitterte so sehr, daß er nicht sprechen konnte; aber ich las in seinen Augen den Segen, den seine Lippen nicht aussprachen. Dann nach einer Pause sagte er: „Tochter der schönen Venetia, gehe hinaus

in die Welt und singe das Lied von der Königen der Meere! Bianca, Dir steht eine große Zukunft bevor, Du wirst eine Sängerin werden, Du wirst singen zum Ruhme Italiens, während wir, die Männer vielleicht kämpfen für die Freiheit von Italien."

Sie schwieg und trocknete mit der kleinen weißen Hand die Thränen aus ihren Augen weg.

Eine Pause trat ein. Niemand unterbrach dieselbe, denn auch die jungen Mädchen hatten das Haupt geneigt und weinten; dann aus einem und demselben Impulse reichten sie alle drei Bianca die Hände dar und sie legte die kleine weiße Hand hinein und nickte den Freundinnen zu: „Meine Schwestern, ihr versteht mich und ich danke Euch!" sagte sie.

„Am andern Tage führte mein Vater mich zu dem berühmten Gesanglehrer, zu Alari hin und ließ mich vor ihm singen. Aber nicht das Lied von der Bella Venetia sang ich, es schien mir, als ob ich es entweihte, das Lied meiner Mutter, wenn ich damit die Probe ablegen sollte von meinen Fähigkeiten. Alari hörte mich an und nickte und sagte: „Sie wird eine große Sängerin werden; aber bevor ich sie in meine Schule nehmen kann, muß sie nach Italien gehen, um ihre Gesundheit zu stärken und ihre Kehle zu

kräftigen, und um dort bei den großen Gesanglehrern die Grundlage zu legen für ihr ganzes Leben.

„Wir kehrten schweigend in unsere Wohnung zurück. Mein Vater war gedankenvoll und still und ich wagte nicht ihn zu unterbrechen. Ich wußte, was er dachte, ich wußte, weshalb er nicht nach Italien gehen konnte. Wir waren arm, er hatte nicht die Mittel, um die weite Reise zu machen, wir mußten leben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Ich gab mir Mühe, meinen Vater meine Traurigkeit nicht merken zu lassen. Ich machte bald ein recht fröhliches Gesicht und sagte zu ihm, daß ich eine geschickte Malerin sei und es gut verstehe auf Elfenbein und Emaille zu malen und daß ich nicht zweifelte, mir rasch so viel zu verdienen, daß wir nach Italien gehen könnten. Er schüttelte das Haupt und sagte: „Mein Kind, ich kann jetzt nicht dahin gehen, wenigstens nicht öffentlich vor der Welt, denn ich gehöre zu den Conscribirten. Aber wenn die Tage der Schlachten herannahen, dann werde ich öffentlich nach Italien gehen, um mit den Freunden zu siegen oder zu sterben. Du aber sollst und mußt jetzt schon nach Italien."

„An diesem Abend sah ich meinen Vater lange Briefe schreiben; aber er sagte mir nicht, an wen sie

gerichtet wären, und in der nächsten Zeit duldete er es gar nicht, daß ich mich umsah nach Arbeit und verwies es mir sogar streng, mich zu den Kunsthändlern zu begeben, um ihnen Proben meiner Geschicklichkeit vorzulegen.

„So lebten wir vierzehn Tage still, doch glücklich durch unser Beisammensein. Da kam der Postbote und brachte einen beschwerten Brief. Mein Vater erbebte und ward blaß; aber dann, als er ihn las, verklärte sich sein Angesicht. „Meine Tochter, jetzt stehe auf und singe noch einmal das Lied von der Bella Venetia, aber statt Venetia sprich Anatolia! Anatolia ist der Name der großmüthigen Tochter unseres schönen Vaterlandes, der edlen Patriotin, welche nimmer die Freunde verläßt. Was ich für mich nicht thun wollte, Bianca, das habe ich für Dich gethan! Ich habe an Deine Pathe, die Gräfin Anatolia geschrieben, ich habe zum ersten Mal vor Menschen geklagt, ich habe ihr meine Noth bekannt und habe für Dich gebeten um Vorschüsse für Deine künftigen Reichthümer — und Anatolia . . . Du siehst es ja, sie hat sich nicht umsonst bitten lassen, sie hat eine Summe geschickt, groß genug, daß Du nach Italien gehen kannst. O, singe das Lied von der Bella Anatolia!“

„Ich konnte nicht singen, denn die Thränen erstickten meine Stimme! Ich konnte mich meinem Vater nur an die Brust werfen und sagen: „So müssen wir uns wieder trennen, Du gehst nicht mit mir?“

Er schüttelte das Haupt.

„Nein, ich bin Soldat! Der Soldat der Freiheit, und muß mich bereit halten, um mich auf den ersten Ruf in die Schlachtreihen zu stellen. Ich darf nicht von hier fortgehen, Bianca.“

„Am andern Tage führte er mich auf die Eisenbahn. Ganz allein sollte ich nun hinausgehen in die Welt. Ich war erst siebenzehn Jahre alt und mir graute vor dem Leben und den Menschen. Ich wäre so gern bei meinem Vater in seinem Dachstübchen geblieben! Alle die ehrgeizigen Träume, welche ich sonst wohl in der Pension gehabt und mit welchen Ihr mich oft geneckt, sie waren verblaßt vor der hellen Liebe zu meinem Vater und ich bat ihn noch einmal, er solle mich bei sich behalten und wir wollten in Frieden mit einander leben und der Gräfin Anatolia ihre großmüthige Spende zurücksenden.

Er aber schüttelte fast zornig das Haupt.

„Wenn Du keinen Ehrgeiz hast, Bianca, so bist Du nicht die Tochter Deiner Mutter. Du kannst

Deinem Vaterlande nicht dienen mit Deiner schwachen Mädchenhand, so diene dem Vaterland und der Kunst zugleich, indem Du eine große Sängerin wirst."

„Dann, als ich sah, daß alles Flehen, bei ihm zu bleiben, vergeblich war, dann, schüchtern und angstvoll, flüsterte ich ihm meine letzte Bitte in's Ohr, die Bitte, wenigstens etwas von dem Gelde, welches uns die Gräfin Anatolia gesandt hatte, Etwas blos zu behalten, damit er in der Winterkälte oder, wenn er krank würde, wenigstens einen Nothpfennig habe.

„Er aber schüttelte sein Haupt.

„Der Soldat der Freiheit darf nicht zurückschrecken vor Kälte und Frost, er muß ausharren mit Geduld und muthig bleiben und ich bin es. Gehe also hin, meine Tochter! Das geringste Geldstück, welches ich zurückbehielte, würde auf meiner Seele brennen. Für Dich habe ich es erbeten und Dir gehört, was die edelste Italienerin gegeben hat."

„Ich durfte nicht mehr sagen und fuhr hinein in die Welt, den Weg nach Italien hin, nach Florenz. Dort begab ich mich zu einem der größten Musiklehrer, er prüfte meine Stimme und sagte: „Wenn Sie bezahlen können, Signora, will ich Sie unterrichten und aus Ihnen die erste Sängerin der Welt

machen!“ Und als ich ihm sagte, daß ich bezahlen könne, da war er wie umgewandelt und schloß mich in seine Arme und nannte mich die Prima Donna assoluta der Zukunft!

„Seitdem, meine Freundinnen, habe ich in einer Dachkammer gelebt und studirt und über dem Singen und Studiren habe ich nicht Zeit gehabt, an Etwas anderes zu denken. Ich war mir nur bewußt, daß es noch in sehr weiter Ferne stehe mit der prima donna assoluta und daß meine Studien noch lange nicht beendigt seien, — — da vor vierzehn Tagen kam mein alter Gesanglehrer die drei Treppen zu mir heraufgestolpert mit freudestrahlendem Gesicht und warf mir einen Brief hin. Bianca Bianconi, sagte er, sich tief vor mir verneigend, Sie werden jetzt Ihre erste Weltlaufbahn beginnen, Ihre Studien sind jetzt beendet, Sie kennen das große Geheimniß der Gesangskunst, ich habe es Ihnen verkündet und Sie haben es in Ihr Herz aufgenommen! Was Sie jetzt noch zu erlernen haben, können Sie nur allein auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, erlernen! Gehen Sie also hinaus auf die Bühne und lernen Sie, was noch zu lernen ist.

„Ich sah ihn erstaunt und verwundert an, fragte, was

das alles zu bedeuten habe und was jener Brief enthalte?

„Oeffnen Sie, sagte er gravitätisch, und als ich ihn öffnete und las, da stieß ich einen Schrei der Freude, des Erstaunens aus. Es war ein Engagements-Contract für Bianca Bianconi von einem Impressario und mit ihm sollte ich nach Deutschland gehen mit seiner wandernden Operngesellschaft. „Und was sagt die Signora Bianca Bianconi jetzt?“ fragte mich mein alter Lehrer.

„Ich sagte nichts, ich fiel ihm nur um den Hals und küßte ihn innig und nannte ihn meinen zweiten Vater und dachte nur jetzt an meinen Vater, meinen innig geliebten Vater, der immer noch in Paris als Commissionair sein Leben fristete. Jetzt konnte ich ihn bitten, zu mir zu kommen.

„Ich nahm natürlich den Antrag an, unterschrieb den Contract, empfing die erste Monatsgage im Voraus bezahlt und machte mich bereit, meine Toilette zu ordnen und ein Wenig auszustatten, um, wenn der Impressario mich rief, nach Deutschland zu gehen. Aber denkt nur, wie wunderbar es sich traf, meine Freundinnen, gerade als der Impressario schrieb, daß ich mich in acht Tagen in Wien einfinden solle, wo die Opernvorstellungen beginnen sollten, gerade da kam Dein

Brief, der mich von Deiner bevorstehenden Hochzeit benachrichtete. Ich hatte nur noch so viel Zeit, hierher zu kommen, und werde von hier sofort nach Wien gehen! Und damit, meine Schwestern, ist meine Geschichte zu Ende."

„Jetzt Amalie," riefen die drei Freundinnen, indem sie aufsprangen und sich mit komischer Feierlichkeit tief vor der jungen Comtesse verneigten, „jetzt ist an Comtesse Amalie die Reihe! Die letzte Beichte vor der Vermählung und Alles, was der Herr Gemahl nicht erfahren soll, das werden wir erfahren und in treuem Herzen aufbewahren!"

Amalie war aufgestanden und hatte sich auf den Fauteuil niedergelassen.

„Meine Freundinnen," sagte sie und ihre Stimme klang lind und traurig und machte sofort die lachenden Gesichter der Freundinnen ernsthaft, „meine Freundinnen, ich will thun, wie Ihr gethan habt, ich will beichten und Euch erzählen von meinem Leben, seit wir uns getrennt haben. Aber ich sage es Euch zuvor, es ist eine traurige Geschichte, die Ihr vernehmen werdet, denn ich habe gelitten und ich leide noch!"

Sie schwieg und senkte ihr Haupt und zwei große Thränen rannen langsam aus ihren Augen

nieder. Sofort sprangen die Freundinnen auf und zu ihr hin und umhalseten sie und flüsterten ihr zärtliche Worte der Liebe, der Freundschaft in's Ohr.

„Hört mich an," sagte sie und winkte den Freundinnen, ihre Plätze wieder einzunehmen. „Ich will Euch zu Richtern machen über mein Leben, über mein Herz! Ihr sollt mir sagen, ob ich Unrecht gethan habe, ob die Thränen der Liebe, die in meinem Herzen brennen, zugleich Thränen der Reue sind!

„Als ich die Pension in Paris verließ und zu meinen Eltern heimkehrte, fand ich da einen jungen Mann, den Sohn eines Jugendfreundes meines Vaters. Wie ich ihn erblickte, fühlte ich ein wunderbares neues Leben in mir aufblühen! Es war, als ob ich etwas erschaute, von dem ich lange geträumt! Ich war stumm, als Graf Richard mich anredete, ich erröthete und schlug die Augen nieder, und hätte doch um Alles in der Welt den Blick zu ihm erheben und zu ihm aufschauen mögen in sein Angesicht, das mir so schön wie in einer Verklärung erschien! Ich schämte mich indessen dieses wunderbaren Empfindens und zürnte mit mir selber, daß ich so verlegen und einsilbig ihm gegenüberstand, und fühlte doch, daß mein Anblick ihn ebenso ergriffen hatte, wie mich der seine.

„Wir sprachen wenig mit einander und doch schien mir, als ich Abends auf meinem Zimmer allein war und die Worte überdachte, daß ich nie so beredte Worte, nie so inhaltsreiche Gespräche vernommen hatte! Ich lag die ganze Nacht wachend da und träumte mit offnen Augen und am andern Tage ging ich sinnend und schweigend umher und fühlte erst wieder, daß ich lebte, daß ich auf der Welt sei, als der Diener den Grafen Richard meldete. Als er eintrat, schwirrte mir Alles vor den Augen. Ich stand wie gebannt mitten im Zimmer und hätte doch zu ihm hinstürzen und die Arme öffnen und ihn umschlingen und ihm sagen mögen:

„Nimm mich hin, hier bin ich, ich liebe Dich!“ Ich weiß nicht, ob es ihm ebenso erging, er war verlegen, einsilbig, wie ich es war, und so blieben wir, obwohl er täglich kam, schweigsam und still, wenn wir beisammen waren und doch, wenn wir getrennt waren in irgend einer Gesellschaft, wenn andere Menschen zwischen uns standen, so war's, als ob ein Magnet uns gewaltsam zueinander zog, und wir waren schnell immer beisammen.

„Aber ein Tag kam, ein glücklicher Tag, da durchbrach der Sturm der Gefühle das Schweigen der

Lippen. Wir waren allein und Richard sprach zu mir und sank auf die Kniee nieder und bekannte mir seine Liebe in so feurigen, entzückenden Worten, daß ich meinte, es wäre Seligkeit in diesem Augenblick zu sterben! Ich, ich sagte nichts, ich sah ihn nur an. Und als er aufsprang, und als er seine Arme öffnete, da konnte ich nichts, als zu Gott beten, daß ich sterben möge, weil das Leben mir kein Glück und kein Entzücken mehr bieten könnte nach dieser Stunde!

„Wir waren bald ein verlobtes Brautpaar und meine Eltern, sowie sein Vater freuten sich unseres Bundes. Ich war die glücklichste Braut und dankte Gott jeden Abend auf meinen Knieen für das herrliche Loos, welches mir aus der Zukunft entgegenstrahlte.

„Doch gab es an dem glänzenden Himmel meines Glückes zuweilen einige leichte Wolken. Das war, wenn mein Vater, der strenge Aristokrat und Monarchist mit meinem Verlobten von Politik und von Staatsanlegenheiten sprach. Graf Richard gehörte zu den jungen Politikern, zu den liberalen, freisinnigen Jünglingen der Neu-Zeit. Wenn er in seiner energischen, glühenden Sprache für die Ideen des Liberalismus und der Freiheit sprach, erzürnte sich mein Vater und

antwortete heftig und gereizt. Ich hörte dann zitternd und angstvoll diesen Streitigkeiten zu, mein Herz gab meinem Verlobten Recht, aber ich war aufgewachsen in den Ideen meines Vaters und in Gehorsam und Unterwürfigkeit. So wagte ich nicht auf die Seite meines Verlobten zu treten.

„Allmählig wurden die Zwistigkeiten gereizter, heftiger und es war ein Glück, daß Graf Richard auf einige Zeit sich entfernte. Er wollte, bevor wir uns vermählten, die große Tour durch Europa machen. Mein Vater selber beredete ihn dazu, und ich, obwohl mit tiefem Weh im Herzen, ich konnte seinen Entschluß nur billigen.

„Es war gut, daß die Trennung versöhnend sich zwischen meinen Verlobten und meinen Vater stellte, und so nahm ich, obwohl mit Thränen im Herzen Abschied von meinem Geliebten. „Auf frohes Wiedersehen!" das war sein letztes Wort. „Auf frohes Wiedersehen!" rief ich ihm nach.

„O meine Freundinnen, als er nun gegangen war, da fühlte ich es wie eine furchtbare Ahnung in meinem Herzen, und in der nächsten Nacht, die ich schlaflos, in Thränen auf meinem Lager durchwachte, tönte eine unheilvolle Stimme in mir: „Du wirst ihn nimmer wiedersehen!"

„Aber Du hast ihn wiedergesehen?“ rief Louise, nicht mehr im Stande ihre Neugierde und ihre lebhafte Theilnahme zurückzuhalten.

Amalie nickte.

„Ich habe ihn wiedergesehen, aber es war kein frohes Wiedersehen, sondern ein herzzerreißendes. Was soll ich Euch erzählen von dem halben Jahre der Trennung? Seine Briefe kamen regelmäßig und sie waren für mich schön und inhaltsvoll. Anfangs waren es nur Liebesschwüre und Betheuerungen der unendlichen Sehnsucht. Aber allgemach kam ein anderer Ton in dieselben, sie waren vielleicht bedeutender, aber ein milderer Hauch der Sehnsucht und Liebe war darin und fuhr erkältend über mein Herz hin. Zuweilen war in seinen Briefen von Politik die Rede und diese Briefe hütete ich mich wohl, meinem Vater zu zeigen, denn sie hätten ihn erzürnt.

„Graf Richard verkehrte im Auslande viel mit den Liberalen und Freisinnigen und niemals erzählte er von den Höfen und Fürsten, in deren Residenzen er sich befand. Mein Vater fragte oft danach und ich sah ihn die Stirne runzeln, wenn ich ihm antwortete, Graf Richard wäre hier und dort nicht am Hofe gewesen. Der strenge Aristokrat und Monarchist empörte sich

in meinem Vater gegen dieses Benehmen seines künftigen Schwiegersohnes! Ich weiß nicht, wie mein Vater Kunde erhalten haben mochte von dem Leben, welches Graf Richard im Auslande führte; er ward aber immer erbitterter und schalt oft heftig auf meinen Verlobten. Ich sah auch wie meine Mutter sich grämte und härmte darüber, daß Graf Richard der Gemahl ihres einzigen Kindes werden sollte!

„Und ich selber? Was soll ich sagen von mir? Ich liebte ihn immer noch und mußte ihn dennoch tadeln in meinem Herzen! Ich war in so ganz anderen Ideen aufgewachsen! Ich konnte nicht billigen was er that, und, ich fühlte, daß eine Scheidewand sich zwischen uns bildete. Er verachtete, was man mich gelehrt hatte, hoch zu halten, er sprach in Ausdrücken vom Königthum und von Fürsten, die mich verletzten, vielleicht weil ich sie nie bis dahin vernommen. Ich wagte es zuweilen in meinen Briefen ihn darüber zu tadeln und er antwortete mir spöttisch und gereizt, wie er es nie gethan. Die Trennung war nicht mehr äußerlich, sie war auch innerlich! Unser Leben war ein getheiltes und ich fühlte das in meinem Herzen!

„Dann kam die Stunde der Entscheidung. Graf

Richard meldete uns seine Heimkehr und da trat mein Vater eines Morgens in mein Gemach und öffnete mir sein ganzes Herz! Er war erzürnt über das Leben meines Verlobten, er sagte mir, daß er nimmer und nimmer ihn zu seinem Sohn annehmen könnte! Auch meine Mutter kam zu mir. Sie beschwor mich, ihre letzten Tage nicht mit Kummer zu belasten, nicht ihr einen Schwiegersohn zu geben, von dem ihr Herz sich abwenden müsse! Sie bat und flehte, abzulassen von ihm, denn der Kummer würde ihr den Tod geben! O, meine Freundinnen, ich selber war in Conflict mit meinem Herzen, ich fühlte, daß er ein Anderer sei als ich! Und denket nun, daß meine Eltern mit Thränen in den Augen vor mir standen, daß sie mit Worten der Liebe und demüthig, wie ich es nie vernommen, zu mir flehten und Ihr werdet begreifen, daß ich irre ward an mir selber, irre an meiner Liebe und daß ich versprach, ihnen das Opfer meines Herzens darzubringen!"

„Arme, unglückliche Schwester!" riefen die drei Freundinnen, ihr die Hand entgegenstreckend, „was mußt Du gelitten, welche Qualen mußt Du erduldet haben!"

„Ja!" sagte sie traurig, „ich habe schwer gelit-

ten und geduldet! Endlich kam Richard. Ich stand hinter der verschlossenen Thür, denn so hatte es mein Vater befohlen! Er wollte noch einen letzten Versuch machen, den Grafen Richard zu sich hinüber zu ziehen, ihn zu beschwören, seine Gesinnungen zu ändern! Ich stand hinter der Thüre und hörte alles, was sie sprachen und mein Herz schrie auf in Schmerz und Jammer, denn ich fühlte, daß Alles verloren sei!

„Endlich öffnete mein Vater die Thüre und sie traten ein, und wie er nun vor mir stand, da fühlte ich, meine Freundinnen, daß er nur schöner, herrlicher und männlicher zurückgekehrt sei, fühlte, daß ich ihn liebte und sah doch das strenge, ernste Gesicht meines Vaters und wußte, daß ich verloren sei! Denn vor allen Dingen ziemte es mir, eine gehorsame Tochter zu sein!

„Und ich war es! War gehorsam, entsagte meiner Liebe aus Gehorsam gegen meinen Vater!"

Sie schwieg und legte ihre Hände vor ihr Angesicht. Die Thränen, welche aus ihren Augen stürzten, drangen hervor zwischen ihren zarten Fingern und tropften als funkelnde Brillanten nieder auf ihren Schooß.

Die drei Freundinnen weinten mit ihr. Dann

nach einer langen Pause ließ Amalie die Hände von ihrem Angesicht gleiten und trocknete ihre Augen.

„Meine Freundinnen," sagte sie, „mögt Ihr nimmer leiden, was ich gelitten habe! Ich habe es versucht, mein Herz zu betäuben, ich habe mich zerstreuen, aufheitern wollen! Ich bin in Gesellschaft, zu Festen, zu Bällen gegangen, und in der Nacht, wenn ich allein war, habe ich doch immer nur sein Angesicht gesehen, und seine Scheideworte haben vor meinen Ohren geklungen! Er rief mich zu sich mit dem Tone der Liebe, und ich hatte den grausamen Muth, seinen Ruf zu überhören, der nun doch immer vor meinen Ohren klingt!

„Mein Vater und meine Mutter suchten mich zu zerstreuen mit allen Beweisen ihrer Liebe und Zärtlichkeit, aber vergeblich!"

„Endlich, in der Verzweiflung und weil ich fühlte, daß nur ein letztes Mittel mich heilen könnte von meiner Liebe, gab ich dem Vater nach, der mich zu vermählen wünschte. Ich nahm den Gatten an, den er mir gab, einen Jugendfreund von ihm, einen älteren Mann. Ich wollte wenigstens, daß Graf Richard, wenn er von meiner Vermählung hörte, mit seinem sympathischen Herzen fühlen sollte, ich sei meiner Liebe

nicht ungetreu geworden, sondern habe mich nur an das Herz eines Andern gerettet, um meine Liebe zu vergessen!

„So bin ich die Verlobte eines Andern geworden, den ich nicht kenne, von dem ich nur weiß, daß er ein edler, hochherziger Mann ist. Mein Vater ist glücklich, weil der Mann, dem er mich vermählt, Reichthum, Ansehen und Rang hat, ich aber, meine Freundinnen, ich gäbe das Alles freudig hin und wäre das seligste Weib, wenn ich betteln könnte, betteln für ihn, den ich liebe, für den Grafen Richard von Wall!"

„Graf Wall?" rief Bianca aufschreckend.

„Graf Wall?" wiederholte auch Aurelia ganz erstaunt.

Amalie sah sie Beide befremdet und verwundert an. „Ihr kennt ihn?

„Ja," sagten Beide, „wir kennen ihn!"

Amalie sprang auf. „Aurelie, Du hast ihn gesehen?"

„Nein, nie gesehen, aber von ihm gehört!"

„Und Du, Bianca, Du?"

„Ich habe ihn gesehen!"

Amalie eilte zu ihr hin, umschlang sie und küßte sie innig. „O, Bianca, laß mich Deine Augen

küssen, diese beneidenswerthen Augen, welche Richard gesehen haben! Erzähle, erzähle mir von ihm!"

„Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, und das war im Theater, und das war, als das ganze Publikum ihn anschaute und ihm Beifall klatschte!"

„Ihm Beifall klatschte? Was hat er denn gethan?"

„Was er gethan? Ich will's Euch sagen! Er hatte ein edles, großes Werk vollbracht! Er hatte einen Gefangenen befreit, einen der edelsten Patrioten aus dem Kerker in Florenz erlöst! Und die ganze Bevölkerung wußte es und jauchzte ihm entgegen! Niemand wagte zu sagen weshalb, aber das ganze Publikum wußte es, daß Graf von Wall den Fürsten von Baretta aus dem Kerker befreit hatte!"

„Das war edel, das war hochherzig!" riefen alle Freundinnen zugleich.

Amalie aber hatte die Hände zum Himmel erhoben, und ihr Angesicht, welches von Thränen überfluthet war, strahlte doch in Freude und Entzücken.

„Das war gehandelt in seinem edlen Geist und Sinne!" sagte sie. „O meine Freundinnen, beklaget mich! Ich liebe ihn, ich werde ihn ewig lieben, und dennoch — dennoch, werde ich mich morgen einem Andern vermählen."

„Das darfst Du nicht!“ riefen die Freundinnen, „denn Du würdest unglücklich werden Dein ganzes Leben lang!“

„Ja unglücklich werde ich sein mein ganzes Leben lang! Aber ich kann nicht die Mörderin meiner Eltern sein. Meine Mutter ist kränklich, und der Arzt hat gesagt, eine einzige, heftige Gemüthsbewegung könne ihr Herz, das jetzt oft so stürmisch schlägt, plötzlich stillstehen machen. Meine Freundinnen, ich erwähle Euch zu Richterinnen über meine Zukunft. Darf ich zu meiner Mutter sprechen: Mutter ich entsage Dir, ich entsage meinem Vater, meiner Familie, um hinzugehen zu Demjenigen, welchen Ihr haßt, um hinzugehen zum Grafen Richard! Sagt mir, Ihr Freundinnen, wenn das Herz meiner Mutter dann still steht vor Kummer und Entsetzen, wenn mein Vater die Hand aufhebt und mir flucht, kann ich dann noch auf Glück und Freude hoffen, selbst wenn Richard mir verziehe und mich an sein Herz nähme? Sagt, bin ich dann nicht die Mörderin meiner Mutter und kann ich leben mit reinem Gewissen, belastet mit den Flüchen meines Vaters? Sagt es mir, meine Richterinnen, wählt für mich! Soll ich das thun, soll ich die Mörderin meiner Mutter werden, oder soll ich

ihre letzten Lebenstage beglücken, soll ich meiner Liebe und meinem Glück entsagen und die Gattin werden dieses Mannes, welcher mir seine Hand anbietet, obwohl ich ihm geschrieben habe, daß ich ihn nicht liebe? Wählt für mich!"

Die drei jungen Mädchen standen da mit bleichen Gesichtern; die Hände ineinander gelegt, schauten sie sich an mit tief traurigen Blicken.

„Sprecht," sagte Amalie nach einer Pause, „sprecht und wählt für mich!"

Da, wie aus Einem Munde, wie aus Einem Herzschlag und Einem Gedanken, riefen sie alle drei: „Du darfst nicht die Mörderin Deiner Mutter werden! Amalie, geliebte Freundin, wir werden Dich morgen zum Traualtare begleiten!"

Viertes Capitel.

Bekenntnisse vor der Hochzeit.

In ihrem Toilettenzimmer stand die Comtesse Amalie im festlichen Brautgewande.

Ihre drei Freundinnen hatten heute die Rolle der Kammerjungfer übernommen, sie hatten es nicht geduldet, daß irgend eine Andere ihnen dabei behülflich gewesen! Selbst das schöne blonde Haar hatte heute nicht die Hand des Friseurs berühren dürfen, sondern Louise hatte mit kunstfertiger Hand das stolze Gebäude der Puffen, Flechten und Locken arrangirt.

Jetzt war die ganze Toilette vollendet und es fehlte nur noch der Schleier und der Brautkranz.

Die Freundinnen, sonst so heiter und gesprächig, waren heute still und schweigsam, ihre schönen Gesichter, so verschieden sonst im Ausdruck, zeigten heute denselben Ernst und dieselbe Feierlichkeit.

Sie waren des großen Momentes sich wohl bewußt und sie kämpften alle mit den Thränen, die jeden Moment bereit schienen aus ihren Herzen in ihre Augen aufzusteigen.

Jetzt umstanden sie die Braut und betrachteten mit forschenden Blicken ihren ganzen Anzug, nicht um sich in mädchenhafter Harmlosigkeit des schönen, weißen Atlaskleides mit den kostbaren Spitzen-Volants und den Myrthenbouquets zu freuen. Nicht um die Brillanten zu bewundern, welche in den breiten, goldenen Armspangen glänzten. Sie hatten für alles das keinen Blick, sie schauten nur auf das stille, bleiche Antlitz der Braut, und all die theilnehmenden Blicke schienen zu fragen, ob sie die traurige Feierlichkeit des heutigen Tages mit Fassung werde ertragen können?

Amalie verstand die stummen Fragen der Freundinnen und nickte ihnen zu.

„Beunruhigt Euch nicht meinetwegen!“ sagte sie. „Ich habe mein Geschick angenommen und ich werde es tragen, meinen Eltern und mir selbst zur Ehre! Wenn man eine Pflicht übernommen hat, muß man sie auch erfüllen, und ich habe in diesen letzten, traurigen Tagen schon das Eine erkennen gelernt, daß das Leben nicht eine Freude, sondern eine Pflicht ist! So

werde ich denn hingehen und meine Pflicht erfüllen, und ich verspreche Euch, meine Freundinnen, Ihr sollt mit mir zufrieden sein!"

„Ah!" rief Louise, indem sie sich bemühte, eine heitere Miene anzunehmen und die Thränen zurückzudrängen, „ah, was das für traurige, melancholische Gedanken sind, Amalie! Aber ich will hoffen, daß Du dereinst diese traurigen Worte zurücknimmst und daß ein glückseliger Tag komme, an welchem Du sagst: das Leben ist nicht nur eine Pflicht, es ist auch eine Freude, ein Vergnügen, und ich habe endlich das Glück kennen gelernt! Auf diesen Tag wollen wir hoffen, meine Schwestern, und Du, Amalie, mußt uns versprechen, daß Du an dem Tage, wo dies schöne Geheimniß des Lebens in Deinem Herzen aufbricht, und Du glücklich bist, uns zu Dir rufst, wenn es auch nicht der Jahrestag unseres Bundes ist!"

Amalie nickte. „Ich verspreche es Dir, Louise, obwohl ich nicht glaube, daß er für mich am Horizonte aufgehen kann, denn meine Sonne ist niedergegangen!"

„Jedem Niedergang folgt ein neuer Aufgang!" sagte Louise heiter, „und nun, meine Freundinnen, laßt uns den Anzug vollenden! Du Aurelie, als die Aelteste, wirst die Ehre haben, den Myrthenkranz auf

dieses schöne Haupt zu setzen! Dann geziemt es mir, den Brautschleier über demselben zu befestigen, und zuletzt wird Bianca den jungfräulichen Myrthenstrauß an dem Busen unserer theuren Freundin befestigen!"

Aurelie trat zu dem Tische und nahm von ihm das Diadem von grünen Myrthen mit den weißen Blüthen darin. Als sie mit demselben sich der Comtesse näherte, neigte diese das Haupt, faltete die Hände über der Brust zusammen und stand so da wie ein geduldiges Opferlamm, das bereit ist, den Todesstreich zu empfangen! Die Freundinnen empfanden das alle zugleich in ihren sympathischen Herzen, und Aureliens Hand zuckte und hielt den Brautkranz zurück.

„Segen über Dein Haupt!" flüsterte die Freundin leise. „Möge der Kranz, den jetzt die Schwester auf Dein Haupt drückt, niemals eine Dornenkrone werden, Amalie! Mögen die Myrthen und Blüthen Dir nur Glück und Liebe bedeuten! Segen über Dein Haupt!"

Amalie stand noch immer mit gefalteten Händen und geneigtem Kopfe da, und in der feierlichen Stille, welche jetzt eintrat, senkte Aurelie den Myrthenkranz auf ihr blondes Haar und befestigte ihn dann mit den Nadeln, welche jede der Freundinnen ihr darreichte.

Nun trat Louise heran mit dem prächtigen Schleier von Valencienner Spitzen, welchen der Bräutigam, der vor wenigen Stunden angelangt war, der Braut gesandt hatte als Morgengabe.

Sie faltete ihn mit zierlichen Händen kunstvoll zusammen und befestigte ihn dann auf dem Haupte der Freundin mit der großen Agraffe von Brillanten, welche die Braut vorher aus dem Etui genommen, das Louisens Vater ihr gesandt hatte.

„Mögen diese Brillanten Sterne sein, die über Deinem Haupte leuchten, Amalie!" sagte Louise, „mögen sie mit Himmelsglanz über Dir funkeln und glänzen und mögest Du unter dem Schutze Deines guten Sternes dahinwandeln durch das Leben!"

Dann trat Bianca heran mit dem Myrthenstrauße, kniete nieder vor der Braut und befestigte ihn an dem Gürtel, welcher die schlanke Gestalt der Braut zusammenhielt.

„Mögen die Myrthen in Deinem Herzen nie verwelken, Amalie, und möge Dein Leben blüthenreich sein, wie dieser Myrthenstrauß es ist!"

Nun, da der ganze Brautanzug vollendet war, richtete Amalie ihr Haupt empor und grüßte die Freundinnen mit einem zärtlichen Blick.

„Ich danke Euch, meine Schwestern! Liebet mich und gedenket meiner,“ sagte sie, „und jetzt kommt und gebt mir den Scheidekuß! Ihr wißt, ich soll heute noch mit meinem Gemahl abreisen, und das ist gut! Es ist besser, daß die ganze Vergangenheit auf immer und schnell hinter mir niedersinkt, und ich in ein neues Leben eintrete! Lebet nun wohl, meine Freundinnen, lebet wohl und gedenket mein!“ Liebet mich in der Ferne und behaltet mich in Eurem Herzen im treuen Angedenken!“

Sie antworteten nichts, sondern schlangen nur Eine nach der Andern ihre Arme um den Hals der Freundin und drückten einen Kuß auf ihre zitternden Lippen.

„Nicht weinen, nicht weinen, meine Freundin,“ ermahnte Louise dabei, und wußte doch nicht, daß ihr selber Thränen in die großen, schwarzen Augen traten. „Ihr wißt wohl, man darf vor der Braut an ihrem Hochzeitstag nicht weinen, und jede Thräne, welche auf den Brautkranz fällt, ist ein Unglück!“

„So weinet, weinet, meine Freundinnen!“ murmelte Amalie, „Eure Thränen werden in meinem Unglück wenigstens ein Trost sein!“

„Mögest Du glücklich werden! Möge die Liebe,

welche in Deinem Herzen jetzt eine Qual ist, ersterben, und mögest Du Deinen Gemahl lieben lernen!"

Das flüsterten die Freundinnen und Amalie schüttelte traurig ihr Haupt. „Lebet wohl, wir scheiden nun!"

Sie reichten sich noch einmal die Hände und schauten sich an mit einem langen zärtlichen Blick.

Dann schritt Amalie vor ihnen her aus dem Toilettenzimmer in ihr Wohngemach.

Die drei Freundinnen blieben stehen und schauten ihr nach, wie sie dahinging so hochaufgerichtet, so stolz und doch so belastet mit Schmerz und Gram!

Schön war ihre Gestalt, schön das ganze Erscheinen der Braut. Wie eine Himmelsbraut war sie anzuschauen, und die Schwestern dachten daran und meinten, die, welche dahinschritt in dem Schleier, sei wie eine Nonne, welche eben im Begriff stehe, das Gelübde abzulegen und sich dem Schmerz und der Einsamkeit des Lebens zu vermählen!

Sie folgten ihr nicht, sondern zogen sich in ihre eigenen Gemächer zurück, um ihre Toilette zu vollenden und dann der Braut zu folgen auf dem schweren Gange der Pflicht.

Amalie begab sich nun allein in ihr Wohngemach. Einen Augenblick blieb sie vor der Schwelle

desselben stehen und zögerte, die Thür zu öffnen. Sie wußte, daß Derjenige, mit dem sie jetzt sich verbinden sollte, sie in jenem Gemach erwartete; so war's verabredet worden und die Freundinnen hatten gemeldet, daß der Baron von Ebermann von ihnen schon in das Wohngemach geführt worden sei.

„Es muß sein," sagte sie langsam vor sich hin, „ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!"

Sie neigte das Haupt und öffnete die Thür und schritt langsam in das Gemach. Mitten in demselben stand ein schlanker Mann, und als Amalie jetzt eintrat, schritt er zu ihr hin und reichte ihr die Hand. Sie hob langsam ihre Rechte empor und legte sie in die dargereichte Hand, aber sie schaute nicht auf. Gesenkten Hauptes stand sie da, resignirt und still, wie ein geduldiges Opferlamm.

„Amalie," sagte jetzt eine milde, sanfte Stimme, „heben Sie das Haupt empor und schauen Sie wenigstens Denjenigen an, der von nun an Ihr Gefährte sein soll für das Leben!"

Langsam richtete sie nun die Blicke empor und schaute ihn an.

Sie hatte von ihrem Verlobten sein Portrait

empfangen und sie sah, daß es ganz dem Originale glich. Es war das ernste, stille Antlitz eines Mannes von mehr als fünfzig Jahren, die hohe Stirn schon beschattet von den Falten und Linien des Alters, welches auch die Wangen gezeichnet und Furchen durch sein Angesicht gezogen.

Aber in den großen grauen Augen mit den langen Wimpern lag Etwas, das Vertrauen einflößte und welches wie der milde Schimmer des Mondes leuchtete und erquickte.

Amalie fühlte, daß sie Vertrauen haben könnte zu diesen Augen, Vertrauen zu diesem Munde, der von einem so sanften, milden Lächeln umspielt war. Es war ihr, als wenn die Hand, welche die ihre umfaßte, die Hand eines Freundes sein könnte.

Sie athmete auf und schaute lange und forschend in das Antlitz des Barons.

„Nicht wahr, Amalie, Sie fürchten sich jetzt nicht mehr vor mir?“ fragte er leise. „Sie lesen es in meinem Gesicht, daß ich Ihr Freund bin und es bedarf nicht meiner Versicherung, daß ich es ewig sein werde?“

„Sie müssen Nachsicht mit mir haben,“ sagte sie leise, „und ich bitte Sie darum, daß Sie es wollen!“

„Sie haben mich durch Ihr Vertrauen geehrt, Amalie,“ erwiderte er, leise das Haupt neigend, „Sie haben mir die Geschichte Ihrer Vergangenheit erzählt, das heißt, die Geschichte Ihres Herzens. Armes Kind, Sie haben gelitten und geweint, und haben Ihre erste Liebe Ihrer Pflicht gegen die Eltern zum Opfer dargebracht! Das ist schön, das ist brav gehandelt und ich achte Sie deshalb nur um so höher und gebe mit um so mehr Vertrauen meinen Namen, mein Leben und meine Ehre in Ihre Hand! Sie wissen, ich war der Freund Ihres Vaters und als er an mich schrieb und mir seinen Schmerz, sein Unglück und sein Mißgeschick klagte, als er bei mir um Rath fragte, wie er seine Tochter retten könne vor dem Manne, den er haßte und verabscheute wegen seiner politischen Tendenzen, als er mir den Verfall seines Hauses klagte und fürchtete, daß Ihre Zukunft sowohl, wie die Ihrer Frau Mutter gefährdet sein könnte in mancherlei Beziehungen, da antwortete ich ihm:

„Mein Freund, gieb mir Deine Tochter, ich will „sie erretten und behüten!“

„Sie haben edel an uns gehandelt!“ sagte Amalie leise, „ich weiß, daß ich Ihnen für mich und meine

Familie zum Dank verpflichtet bin! Sie sollen mich stets dankbar finden und ich will Ihnen vergelten, was Sie an uns gethan!"

„Armes Kind!" sagte er sanft, „was das für resignirte, traurige Worte sind! Sie wollen mir Ihre Dankbarkeit bezeigen! Wissen Sie, Amalie, es wird für mich nur Eine Art der Dankbarkeit geben, nämlich diese: daß Sie glücklich sind!"

Sie senkte, wie er das sagte, rasch ihr Haupt nieder und seufzte tief auf.

„Sie halten das für unmöglich," sagte er, „es erscheint Ihnen fast wie ein Spott, daß ich das auszusprechen wage? Aber, mein Kind, Sie wissen noch nicht, daß man auf Erden viel Schmerz überwindet, und daß man glücklich sein kann auch ohne Glück! Sie haben sich getäuscht über Ihre erste Liebe, Sie —"

„Nein," unterbrach sie ihn schnell, „nein, ich habe mich nicht getäuscht, ich habe sie nur zum Opfer dargebracht!"

„Wir Alle sind auf Erden, um Opfer darzubringen, und ich füge hinzu: wohl uns, welchen das Glück gewährt ist, für Diejenigen, welche wir lieben, uns opfern zu können! Hören Sie mich an,

Amalie! Sie haben mir gesagt, daß Sie mich nicht lieben! Sie haben mir gestanden, daß, indem Sie mir Ihre Hand reichen werden, Sie nur dem Wunsch Ihres Vaters folgen! Nun, ich will dagegen Ihnen auch ein Geständniß machen! Ich liebe Sie auch nicht! Das heißt, verstehen Sie mich wohl, ich liebe Sie auch nicht, wie ein Mann die Frau lieben soll, welcher er seine Hand und seinen Namen giebt und sie zu seinem Weibe macht! Solches Liebesempfinden ist erstorben in meinem Herzen seit den Tagen, da ich noch ein Jüngling war! Und wissen Sie, mein Kind, wer diese Flammen ausgelöscht hat? Ihr Vater hat das gethan! Hören Sie mein Bekenntniß! Es ist zugleich das Geheimniß Ihrer Mutter und daß ich Ihnen dasselbe mittheile, möge beweisen, wie hoch ich Sie achte!

„Ihre Mutter war schön und edel in Erscheinung und Wesen. Sie gleichen ihr, mein Kind, damit ist das höchste Lob gespendet, was ich Ihnen sagen kann! Wir liebten uns, wir hatten uns ewige Treue geschworen und sie hatte mir gelobt, auszuharren, bis ich durch meine Energie und meinen Muth mir eine Stellung errungen hatte, die mir erlaubte, vor ihren vornehmen und stolzen Vater hinzutreten und

um die Hand der Gräfin zu bitten! Ich war ein armer Offizier, hatte nichts als meine Jugend, meinen Degen und meinen Muth. Ihr Großvater war hier am Hofe einer der angesehensten Männer. Er besaß alle Tugenden, nur Eine nicht: er war nicht sparsam, ja mehr als das, er hatte eine einzige unglückliche Leidenschaft, er war ein Spieler! Die Familie litt unter dieser Leidenschaft und suchte sie zu bedecken mit dem Schleier des Schweigens. Aber es kam ein Tag, da das nicht mehr möglich war: der Vater Ihrer Mutter hatte am Spieltisch zu Homburg sein ganzes Vermögen verloren!

„Ihre Mutter schrieb es mir und ihr Brief war von Thränen halb verlöscht, denn sie meldete mir zugleich, daß sich ein Ausweg der Rettung gezeigt. Ein reicher, vornehmer Mann warb um ihre Hand und ihr Vater begehrte von ihr das Opfer ihres Herzens!

„Was soll ich Ihnen sagen, mein Kind? Ihre Mutter hat gelitten, was Sie jetzt leiden, und sie hat sich ihren Eltern geopfert! Sie liebte Ihren Vater damals wohl nicht, aber sie achtete und ehrte ihn und ich selber hatte ihr viel Gutes von ihm erzählt. Durch mich hatte er ihre Bekanntschaft gemacht, denn er war mein Freund, und als er zu mir kam und

mir gestand, daß er Katharina von Schwan liebe, daß er Aussicht habe, ihr Gemahl zu werden, da hatte ich den Muth, zu schweigen und mein Geheimniß nicht zu verrathen. Ich war arm und Ihre Mutter brachte das Opfer ihres Herzens ihren Eltern dar!

„Wir schwiegen Beide und duldeten. Nur an dem Tage der Trauung, da ich als der Brautführer Ihrem Vater zur Seite stand, waren wir einen Moment bei einander. Wir nahmen Abschied mit einem Händedruck und dann sagte ich: „Katharina, ich werde Dir treu bleiben; ich werde mich nicht vermählen, ich werde warten, bis daß Du eines Tages mir Deine Tochter als Braut entgegen führst!“ Wir weinten Beide nicht, wir schauten uns an und wußten, daß die ewige Liebe, daß Gott bei uns sei in dieser Stunde! Und das gab uns Muth, das Dasein zu ertragen! Sie wissen, wie edel und herrlich Ihre Mutter durch das Leben hingegangen, Sie wissen, daß Ihr Vater sich glücklich fühlte im Besitze seiner edlen Gemahlin, und daß sie ihm nicht einen Moment die Treue gebrochen hat, die sie ihm vor dem Altare gelobt!

„Von mir ist wenig zu sagen. Ich war arm, und mußte deshalb der Geliebten entsagen. Aber das spöttische Schicksal hat es gewollt, daß ich ein halbes

Jahr kaum, nachdem Ihre Mutter vermählt war, unerwartet ein reicher Mann ward. Ein alter Oheim, der im Groll gegen seine Verwandten, fern von denselben in der Einsamkeit lebte, hatte mich in seinem Testament, obwohl ich nicht zu seinen berechtigten Erben gehörte, zu seinem alleinigen Erben ernannt.

„Ich war nun ein reicher Mann, und dennoch ein einsamer, freudloser. Ich gab die Liebe, welche ich Ihrer Mutter nicht mehr weihen konnte, den Armen und Bedürftigen auf meinen Gütern. Ich suchte Unglück zu mildern und die Weinenden zu trösten.

„So habe ich gelebt in Einsamkeit und Thätigkeit achtzehn Jahre lang. Da kam ein Brief Ihres Vaters und rief mich zu sich, und da kam ein ganz kleines Briefchen Ihrer Mutter, ebenfalls nichts als die Worte enthaltend:

„Meine Tochter erwartet den Bräutigam, der auf sie gewartet hat achtzehn Jahre lang!“

„Mein theures Kind, als ich diese Worte las, stürzten zum ersten Male, seit ich von Ihrer Mutter getrennt war, die Thränen aus meinen Augen, ich weinte und bedeckte das Papier mit meinen Küssen!

„Soll ich Ihnen nun sagen, Amalie, warum ich Ihnen das erzähle? Damit Sie in mein Herz

schauen können und damit Sie erkennen, daß ich in Ihnen nur Ihre Mutter liebe und daß ich Sie als mein Kind beachten werde! Und Sie können wohl denken, Amalie, daß ich versuchen werde, mein geliebtes Kind froh und glücklich zu machen! Ich werde fortan keinen anderen Lebensberuf haben, als Sie zu erfreuen, Sie glücklich und froh zu machen! Aber Eines, Amalie, Eines weiß ich auch von Ihnen: Sie werden dem Namen, welchen Sie von heute an führen, Ehre machen, und wenn Sie mich nicht lieben, so werden Sie mir mindestens vertrauen und nie ein Geheimniß vor mir haben! Versprechen Sie mir das, Amalie, nie ein Geheimniß!"

Sie hob den Blick zu ihm auf und schaute ihm tief in die Augen. „Ich verspreche es Ihnen, ich werde Ihnen vertrauen wie meinem Vater und nie ein Geheimniß vor Ihnen haben!"

„Sie schwören mir das, Amalie? Sie schwören mir, was auch in Ihrem Herzen sich regen, was Sie auch empfinden mögen, ja, wär's selbst ein Verbrechen gegen mich in den Augen der Welt, Sie werden es mir anvertrauen und bekennen! Sie schwören es mir bei der Leiche Ihrer ersten Liebe?"

„Ich schwöre es Ihnen!" wiederholte sie feierlich.

„So heiße ich Dich willkommen, meine Tochter und nehme Dich an mein Herz und schwöre Dir ewige Liebe und Treue und ein nimmer wankendes Vertrauen!“

„Und ich,“ sagte Amalie fest und ernst, „ich schwöre, daß ich Sie lieben und ehren will wie meinen Vater und daß Sie, nächst Gott, meine einzige Zuflucht und mein einziger Vertrauter sein sollen!“

Nun neigte der Baron sein Haupt und drückte auf die klare Stirn der Braut einen langen, innigen Kuß.

Da öffnete sich die Thür und die drei Brautjungfern schwebten herein in ihren rosigen Gewändern, mit Rosenkränzen im Haar, mit Augen, die von Thränen strahlten und einem Lächeln auf den Lippen.

„Meine Freundin, Alles ist bereit, komm, lasse Dich von uns führen!“

Hinter ihnen erschienen jetzt auch der Vater und die Mutter der Braut, und der Graf schritt zu dem Baron hin.

„Mein Freund, Alles ist bereit, komm, laß Dich von uns zum Traualtar führen!“

Er wandte nur einen Moment den Blick hin zu der edlen, bleichen Frau, die ihn anschaute,

während die Thränen langsam über ihre Wangen niederflossen.

Sie neigte das Haupt ein wenig wie zum letzten Abschiedsgruß und dann bewegte sich der Zug hinaus aus dem Gemach nach dem großen Saale hin.

Fünftes Capitel.

Unerwarteter Besuch.

Eine glänzende auserlesene Gesellschaft war in dem großen Saale versammelt, in welchem die Trauung stattfinden sollte. In der Mitte desselben hatte man einen Altar errichtet, dessen weiße Draperien von köstlichen Blumenguirlanden aufgenommen und festgehalten waren. Hinter dem Altare stand der Priester mit dem heiligen Buch in der Hand, bereit, die feierliche Handlung zu vollziehen.

In dem Moment, als das Brautpaar, gefolgt von den Eltern und den Brautjungfern, eintrat, begann aus der Ferne her das leise Schwingen und Tönen eines Chorals und wie die wehmuthsvollen und feierlichen Klänge der Hörner die Luft durchzitterten, erzitterte auch das Herz der Braut und sie lehnte sich fester an den Arm ihres Bräutigams und

senkte das Haupt nieder. Die Damen hatten ihre Augen fest und forschend auf die Braut in ihrem köstlichen Brautschmuck gerichtet, und sie sahen sie erbleichen und da sie dann zu dem Bräutigam aufblickten, meinten sie an seinen grauen Haaren und den Linien, welche das Alter durch sein Gesicht gezogen, das Erbleichen der Braut enträthseln zu können.

„Er ist reich, das ist wahr, flüsterten die jungen Mädchen, die gern an ihrer Stelle gewesen, aber er ist nur ein Baron, und dann ist er beinahe ein alter Mann!"

Dies schien ihnen ein Trost zu sein, ein Trost dafür, daß sie jetzt nicht an der Stelle ständen hinter dem Altar, zu welcher jetzt Amalie mit ihrem Verlobten schritt.

Die sanfte Musik in der Ferne verstummte und verklang allgemach, der Priester schlug sein Buch auf und grüßte mit einem feierlichen Neigen des Hauptes das Brautpaar.

Hinter der Braut standen die drei Freundinnen und hinter dem Bräutigam der Vater und die Mutter der Braut.

In diesem Augenblick, als eben der Priester das Gebet und den frommen Gruß an die Anwesenden

sprechen wollte, ward seine Stimme übertönt von dem starken Gerassel heranrollender Wagen, dann entstand eine Bewegung in dem Saal, die Thüre desselben ward weit geöffnet und ein hochgewachsener schlanker Mann trat an dem Arm einer Dame ein.

Bei ihrem Anblick veränderte sich plötzlich die Scene. Der Prediger legte das heilige Buch auf den Altar nieder, die Blicke aller Derer, welche dem Brautpaare zugewandt gewesen, richteten sich nach der Thüre hin und tief bis zur Erde verneigten sich Alle vor dem eintretenden Paare.

Dieses aber grüßte leicht nach beiden Seiten hin und der Graf Martiny mit strahlendem, freudigen Angesicht eilte ihnen entgegen und neigte sich tief vor dem Paar.

„Mein lieber Graf," sagte der Herr mit lauter, hallender Stimme, „ich wollte Ihnen eine Ueberraschung bereiten, und ich sehe mit Vergnügen, daß ich noch zu rechter Zeit komme und daß die heilige Handlung noch nicht begonnen hat."

„O, Majestät, hätten wir ahnen können, welche hohe Gnade Sie uns zugedacht hatten, so würden wir Ihre Befehle für Zeit und Stunde eingeholt haben."

„Ich wollte Sie eben überraschen," sagte die Majestät, „der Prediger wird bald kommen, nicht wahr?"

Die Dame an seiner Seite neigte sich rasch zu ihm und flüsterte ihm leise in's Ohr: der Prediger ist schon da.

„Ich wollte sagen," verbesserte sich die Majestät, „ich wollte sagen, der Prediger wird wohl bald die heilige Handlung beginnen?"

„Zu Befehl, Majestät, wenn Sie es gnädigst erlauben!"

Mit einem verständnißvollen Blick auf die Dame an der Seite des Königs, ging der Graf voraus zu den beiden Sesseln hin, welche die geschäftigen Hände der Hofleute jetzt nahe zu dem Brautpaare herangerückt hatten.

Die Dame, welche Niemand anders war, als die Königin Marie von Hannover, neigte sich jetzt wieder zu ihrem Gemahl hin. „Wir sitzen dicht neben dem Brautpaare," flüsterte sie, „und der Prediger steht uns gegenüber."

König Georg schien es gar nicht gehört zu haben, denn er beachtete es nicht, sondern neigte sein Haupt, wie er es vorher gethan.

„Ehrwürden, ich begrüße Sie," sagte er, „und ermächtige Sie, jetzt die heilige Handlung zu beginnen."

Die Damen rings umher flüsterten mit einander.

„Er scheint heute ziemlich gut zu sehen! Es ist doch eine Verleumdung und eine Lüge seiner Feinde, daß unser König blind ist."

Die heilige Handlung begann nun, der Priester legte die Hände des Brautpaars in einander, segnete ihren Bund, und flehte zu Gott, daß er ihre Liebe rein und treu erhalten wolle bis zu ihrem Grabe.

Als die Ceremonie beendet war und als die Comtesse Amalie sich nun in die Baronin von Ebermann verwandelt hatte, schritt das Brautpaar zuerst zu den Eltern Amaliens hin, neigte sich vor ihnen und bat um ihren Segen.

Die Gräfin Martiny legte sanft ihre Hände auf das Haupt ihrer Tochter. „Segen sei mit Dir, Kind! Erfülle Du, was ich nicht vermochte, mache ihn glücklich!"

Und Amalie flüsterte leise: „Ich will es, Mutter."

Dann wandte die Gräfin sich zu ihm hin, der an der Seite ihrer Tochter stand, und zu dem sie nicht gesprochen seit achtzehn Jahren.

Auch jetzt sprach sie nicht, sie legte nur ihre Hände

in die seinen und ihre Blicke begegneten sich und sprachen zu einander von der ewigen Liebe und von dem ewigen Schmerz des Lebens.

Nun wandte das Brautpaar, geführt von dem Grafen Martiny, dessen Angesicht immer noch vor Freude strahlte, sich zu dem Königspaare hin, das sich von seinen Sesseln erhoben hatte.

„Majestät, ich bitte, daß Sie die Gnade, welche Sie meinem Hause stets bewiesen, auch übertragen auf meinen Schwiegersohn, den Baron von Ebermann und auf seine Gemahlin, meine Tochter."

Der König neigte lächelnd ein wenig sein Haupt. „Sie wissen, lieber Graf, daß das Geschlecht der Welfen von edelster und treuester Art ist und niemals Derer vergißt, welche ihm treu dienen; Ihr Haus hat dem unsern immer nahe gestanden in Ergebenheit und in unterwürfiger Treue; ich zweifle nicht, daß es auch in Zukunft so sein wird und daß der Baron v. Ebermann, Ihr Schwiegersohn, an unserm geliebten und treuen Grafen Martiny sich ein Beispiel der Treue und Ergebenheit nehmen werde. Und Sie, meine liebe Braut," fuhr der König fort, indem er sein Haupt ein wenig zur Rechten wandte, Sie besonders begrüße ich heute mit Freuden."

Die Königin hörte seine Worte nicht und achtete nicht auf dieselben. Sie hatte, während der König mit dem Baron von Ebermann sprach, die Braut näher zu sich herangewinkt und sprach jetzt halb leise und mit vertraulicher Herablassung zu ihr.

Der König aber, immer das Haupt nach der rechten Seite gewandt, sprach weiter: „ich freue mich über Ihr glückliches und frohes Aussehen, Baronin, und wie prächtig Ihnen die weiße Robe steht.“

In diesem Moment erst war die Königin durch einen Blick des Grafen Martiny aufmerksam geworden, unterbrach hastig das Gespräch mit der Braut und wandte sich ihrem Gemahl zu, dessen letzte Worte sie noch vernahm.

Diese Worte, welche der König an die Braut zu richten glaubte, hatte er an den Prediger gerichtet, der eben hinter dem Altar hervorgetreten war und sich dem Königspaare genähert hatte.

„Es ist wahr,“ sagte die Königin laut, die Baronin Ebermann sieht wirklich strahlend schön aus und wir haben es zu bedauern, daß das junge Brautpaar uns heute schon verlassen wird und nicht an den Hoffesten Theil nehmen kann.“

Und indem sie das sagte, legte sie sanft ihre Hand

auf den Arm ihres Gemahls und wendete sich ein wenig nach der anderen Seite hin.

„Das bedauere auch ich,“ sagte der König Georg, das Haupt neigend, „ich liebe es, wie Sie wissen, wenn in unsern Sälen eine glänzende Gesellschaft sich bewegt und mich freut nichts mehr als der Anblick junger und schöner Frauen. Meine Gemahlin verzeiht mir dies, denn, wie ich weiß, ist sie nicht eifersüchtig.“

„Nein, nicht eifersüchtig,“ lächelte die Königin Marie, „sondern ich theile diese Freude des Königs an dem Anblick schöner Frauen und ich hoffe, Baronin Amalie von Ebermann, wenn Sie mit Ihrem Gemahl heimkehren von Ihrer Reise, werden Sie zu uns nach Hannover kommen und wir werden dann Sie öfter bei uns sehen. Zum Andenken aber an diese Stunde und an Ihre Jugendzeit nehmen Sie dies von dem König und von mir an.“

Sie reichte ihr ein offenes Etui dar, in welchem sich eine reich mit Brillanten verzierte kleine Uhr befand.

„Diese Uhr soll Sie erinnern an die Tage Ihres Glückes, und an diese Stunde,“ sagte die Königin.

Und der König fügte rasch hinzu: „Ich selber,

Baronin, habe die Uhr in Stand gesetzt und habe sie genau gerichtet auf die Stunde Ihrer Trauung."

Schweigend und mit athemloser Aufmerksamkeit hatte die ganze Gesellschaft gehorcht auf die Worte, welche von den Lippen des Königspaares wie Gnadenströme flossen und nicht einen Moment hatten die Mienen der Höflinge gezuckt und nicht auf einem Angesicht stand es zu lesen, daß man wußte, wie trügerisch alle diese Worte waren, daß man wußte, der König Georg, dessen Augen weit geöffnet waren und der so lebhaft den Kopf wandte und hierhin und dorthin zu schauen schien, der König Georg sei blind.

Es war das laute Geheimniß des Hofes, das Geheimniß, welches Seine Majestät selber vor aller Welt verborgen glaubte und das er selber mit dem trügerischen Schleier schöner lügnerischer Worte zu bedecken trachtete.

In der That, es war eine große Gunst für das Haus des Grafen Martiny, daß das Königspaar es mit seiner Gegenwart beehrte zu dem feierlichen Trauungsact, und lange noch nachher, als das Königspaar sich wieder entfernt hatte, strahlte ein Wiederschein ihres Glanzes von dem Angesichte des stolzen Grafen.

Man begab sich nun, nachdem der König und seine Gemahlin sich entfernt hatten, in den kleinen anstoßenden Saal, in welchem die Festestafel errichtet war, und wie die Paare sich ordneten, trat Aurelie, mit einem jungen Mann an der Hand, zu Louise hin.

„Ich stelle Dir hier meinen Bruder vor, den Herrn Lucien d'Alme," sagte Aurelie mit lächelnden Lippen und mit leiser Stimme. „Der Graf Martiny hat ihm die Ehre angethan, ihn zu Deinem Tischnachbar zu ernennen, Louise, und ich bitte für ihn um ein wenig Gunst."

Louisens große Augen waren mit staunender Neugierde auf den jungen Mann geheftet. „Ich begrüße Sie, mein Herr Marquis," sagte sie lächelnd, und ich muß Ihnen gleich Eines eingestehen, ich habe Sie mir ganz anders gedacht. Sie gleichen nicht im Mindesten Ihrer Fräulein Schwester und ich würde nicht geglaubt haben, daß Sie beide Geschwister sein könnten. Sie haben mehr das Aussehen eines Italieners, während man in Aurelien sofort die zarte, elegante Französin erkennt."

Diese Worte, welche Louise harmlos und mit lächelndem Munde gesprochen, machten einen seltsamen Ausdruck auf die Geschwister. Ueber Aureliens Wangen

schoß eine tiefe Gluth hin und das von schwarzem Haar und Bart eingefaßte Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich. Er stotterte leise und verlegen einige rasche, unverständliche Worte und bot dann Fräulein Louise den Arm, um sie zur Tafel zu führen.

Eine glänzende, prachtvoll ausgeschmückte Tafel war es. All das schöne Silberzeug, das seit Jahrhunderten in der Familie des Grafen Martiny von Geschlecht zu Geschlecht erbte, stand auf dem Tische. Seit vielen Jahren hatte man es nicht gesehen und oft genug hatten die Freunde und ältern Bekannten des Hauses einander zugeflüstert, daß das glänzende Silberzeug der Familie Martiny nie mehr sichtbar sei und daß es wohl verkauft worden, um Schulden zu bezahlen, oder im königlichen Leihhause im Versatz sei.

Der schöne Anblick der glänzenden Erbstücke strafte alle diese Gerüchte Lügen und Niemand als der alte Kammerdiener des Hauses und der Baron Ebermann wußten, wie viel Wahres an den Gerüchten gewesen, und wie lange das alte schöne Tafelgeschirr in den unterirdischen Kellern des Leihhauses gelagert hatte.

Der Graf Martiny überschaute mit stolzem Blick die glänzende Tafel und freute sich des großen Mittelaufsatzes von Silber und Gold, der in kunstvoller,

herrlicher Arbeit einen Altar darstellte, auf welchem eine wundervolle kleine, in Silber ciselirte Gestalt sich erhob, der Gott Amor, während Nymphen und Grazien den Reigen tanzten rings um den Altar.

„Dieser Aufsatz,“ erklärte der Graf Martiny, als die Gäste sich niedergelassen hatten, seiner Nachbarin, der alten Fürstin von Lyck, „dieser Aufsatz kommt nur selten zur Anschauung, denn es existirt ein altes Familiengesetz in unserm Hause, welches befiehlt, daß nur bei den Hochzeitsfesten dieses köstliche Geschirr unseres Hauses auf der Tafel erscheinen soll. Daher, meine gnädigste Durchlaucht, sind achtzehn Jahre vergangen, ohne daß die Freunde meines Hauses sich haben ergötzen können an dieser köstlichen Arbeit des großen Benvenuto Cellini.“

Die Diener flogen an der Tafel umher und präsentirten auf silbernen Tabletts die seltenen Gerichte, zu deren Anfertigung die berühmtesten Köche der Stadt herbeigerufen worden.

Alles schien Wohlleben und Glanz und Freude. Man sprach, man lachte und Niemand achtete darauf, daß die Braut ernst und still neben ihrem Gemahl an der Spitze der Tafel saß und daß nicht ein einziges Mal ein Lächeln über ihr bleiches Gesicht hinglitt.

Endlich nach langen Stunden der Tafelfreude und der seltensten Genüsse erhob man sich und ging in die anstoßenden Gemächer.

Louise schwebte dahin an dem Arm des Marquis und wie sie jetzt vorüberkam an Aurelien, blieb sie stehen und flüsterte ihr zu: „Dein Bruder Lucian ist ein charmanter, junger Herr, es freut mich wirklich, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich habe ihn eingeladen, uns in Berlin zu besuchen und es wäre schön, liebe Freundin, wenn Du mit ihm kämest.“

Wieder erröthete Aurelie und warf einen flüchtigen und schnellen Blick auf ihren Bruder hin, der lächelnd Mademoiselle Louise versicherte, daß es ihn unendlich glücklich machen würde, sie in Berlin aufzusuchen.

Die Bedienten schlüpften nun durch die dicht gedrängte Menge der Gäste hindurch und präsentirten auf silbernen Tellern den Kaffee, und man sprach mit einander, plauderte und schien heiter und glücklich, und doch war manches Gesicht jetzt ernst und traurig. Am traurigsten war das Gesicht der Braut, denn die Stunde der Trennung nahte heran! Die Gäste werden sich nun entfernen; dann, wenn sie fort sind, wird sie sich in ihr Gemach begeben, wird ihr Brautkleid

mit dem Reisekleid vertauschen und dann geht es hinaus in die Welt an der Seite des Mannes, der fortan ihr einziger Hort sein wird.

Schon nahten einige Gäste, um sich zu verabschieden, als jetzt, da Aurelie eben mit der Freundin und ihrem Vater sprach und plauderte, ein Lakai heranschlüpfte und dem Grafen Martiny einige Worte zuflüsterte. Er horchte hoch auf und wandte sich dann an Aurelie. „Der Marquis d'Alme läßt sich eben bei mir annonciren," sagte er. „Ist das Ihr Herr Vater, Fräulein?"

„Wie?" sagte sie erbebend, „der Marquis d'Alme?"

„Ja, der Lakai meldet ihn so an! Lassen Sie eintreten!"

Jetzt öffnete sich die Thür und ein älterer Herr von jener Art der Erscheinung und des Wesens, wie man sie jetzt nur noch selten in den Salons der französischen Legitimisten sieht. Eine letzte Erinnerung an die großen Tage der französischen Herrlichkeit, eine letzte Erinnerung an die Salons Ludwigs des Achtzehnten oder der Gräfin du Cayla. Zierlich und elegant, nach der Mode jener Tage gekleidet, erschien der Herr, welcher jetzt eintrat, den Klapphut unter dem Arm, mit seidenen Strümpfen und Schuhen, an denen

brillantene Schnallen befestigt waren. An der weißen Atlasweste unter dem dunkelblauen Sammetfrack sah man das Band eines Ordens, welches man jetzt nicht gewohnt ist zu sehen in den Sälen der Diplomaten, den Orden des heiligen Ludwig.

Winkend und grüßend und doch mit stolzer Haltung schritt er durch den Saal gerade zu dem Hausherrn, dem Grafen Martiny hin, um sich ihm vorzustellen als der Marquis d'Alme, der gekommen sei, seine Tochter abzuholen und dem Grafen zu danken für die genossene Gastfreundschaft.

Dann flogen die kleinen schwarzen Augen des Marquis rasch an den Gesichtern der jungen Damen vorüber, und er mochte an der erschreckten Miene der einen derselben erkannt haben, daß sie seine Tochter Aurelie sei.

„Meine Tochter," sagte er mit einem leisen Nicken des Hauptes.

Sie trat vor und nahm seine Hand, neigte sich und küßte diese Hand. „Mein Vater, ich freue mich, daß Sie gekommen sind, mich zu begrüßen."

„Und hier," sagte Graf Martiny, den jungen Marquis herbeiwinkend, „hier haben Sie auch das Glück, Ihren Sohn zu begrüßen."

Der Marquis blickte auf und sah verwundert

auf den jungen Mann hin, der bleicher noch, als vorher, herantrat und sich tief verneigte.

„Mein Sohn?“ fragte er, und ein rascher Blick seiner Augen schoß auf Aurelie hin. — „Ah! ja wohl! mein lieber Sohn, ich begrüße Dich.“

Dann wandte der Marquis sich mit unbefangener Miene zu dem Grafen hin und sprach mit ihm und erzählte ihm, daß er eben auf einer Reise begriffen gewesen, als er einen Brief seiner Tochter erhalten, welche ihm gemeldet, daß sie zu der Vermählung ihrer Freundin sich nach Hannover begeben. Er erzählte ferner, daß wichtige Familienereignisse ihn nach Paris riefen und daß er beabsichtige, seine Tochter mit sich dahin zu führen, und deshalb selber den Umweg über Hannover gemacht, um seine Tochter abzuholen.

„Und auch Ihr Sohn wird Sie wohl begleiten?“ fragte der Graf mit verbindlicher Theilnahme.

Wieder stutzte der Marquis einen Augenblick und sagte dann lächelnd: „Ja wohl, auch mein Sohn wird mich begleiten. Ich bewundere Ihre Güte und Ihre allzu große Gastfreundschaft, Herr Graf Martiny, daß Sie sogar meinen Sohn als Gast in Ihr Haus aufgenommen. Ich kann gar keine Worte finden, Ihnen dafür zu danken.“

„Und Sie haben mir auch nicht zu danken, Marquis," sagte lächelnd der Graf, „Ihr Herr Sohn hat es durchaus nicht erlauben wollen, daß ich ihm Gastfreundschaft gewährte, er ist in einem Hotel abgestiegen."

„Ah! in einem Hotel," bemerkte der Marquis, „ich werde meinen Sohn dahin begleiten und mit ihm dort wohnen bis zu unserer Abreise!"

Das war das einzige Wort, welches er direkt an seinen Sohn richtete.

Dann wandte er sich den Freundinnen zu und sprach mit ihnen in einer verbindlichen Weise, wie ein Cavalier aus der alten französischen Zeit. Er verstand die Kunst der leichten Conversation und streute so allerliebste Anekdötchen ein, daß Amalie, so ernst und traurig ihr Angesicht bis jetzt gewesen, sich zuweilen eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Allgemach ward es lichter in den Sälen, die Gäste entfernten sich und nur eine letzte Gruppe der nächsten Freunde war noch versammelt um das Brautpaar.

Nun war das Lächeln und das frohe Geplauder verschwunden, nun wurden die Gesichter ernster und

die Freundinnen näherten sich jetzt der Braut, um von ihr den letzten Abschied zu nehmen.

Jetzt war es nicht mehr nöthig, die Thränen zurückzuhalten, jetzt durften sie sich ihrem Kummer, ihrem Schmerz überlassen und während die Purpurlippen der Freundinnen sich einander berührten, rannen die Thränen über ihre Gesichter nieder und schluchzend hielten sie sich umschlungen.

„Lebe wohl, Amalie, mögest Du glücklich sein!"

„Lebet wohl, meine Freundinnen und gedenket, daß wir im nächsten Jahre an diesem Tage uns wiedersehen werden, wenn ich dann noch lebe."

Und nun mit einer raschen Bewegung, mit einem letzten Blick auf die Freundinnen, eilte Amalie aus dem Gemach, gefolgt von ihrer Mutter, welche nun von der geliebten Tochter in Einsamkeit und Stille den letzten Abschied nehmen wollte.

Die drei Freundinnen blieben mit den Herren allein; aber die Unterhaltung stockte und verstummte und selbst Louise, die sonst so gesprächige und heitere Berlinerin, fand jetzt nicht den Muth und die Lust in sich selber, die Conversation noch aufrecht zu erhalten. Sie winkte den Freundinnen und alle drei verließen den Saal, um in ihr Gemach zurückzukehren

und dort mit einander zu weinen und ihre Klagen auszutauschen über die arme Amalie und das traurige Opferfest dieses Tages.

„Und das steht fest,“ sagte Louise, „niemals werde ich eine solche Ehe eingehen; ich habe während der ganzen Trauung an meinen cher papa in Berlin gedacht, denn diesmal wird seine Speculation mißglücken. Ich habe gesehen, was es heißt, sich ohne Liebe zu vermählen und ich werde es nicht thun, sondern werde meinem Vater feierlich erklären, daß ich nur den Mann heirathe, den ich liebe und daß keine Orden und kein Titel mich vermögen können, ein Ja vor dem Altar zu sprechen, wenn mein Herz es nicht vorher gesprochen. Ich sage Euch, meine Schwestern, es wird ein Ungewitter losbrechen in unserm Hause, wie es noch nicht da gewesen; aber ich werde mich vor dem Donner und den Blitzen nicht fürchten, sondern auf meinem Kopf bestehen. Eine Heirath aus Liebe ist das einzige Glück für ein Weib und ich will mir dieses Glück verschaffen. Wenn mein Vater mir dieses nicht erkaufen kann, so will ich es aus mir selber schaffen!“

„Und Du bist ganz das Mädchen dazu,“ sagte Bianca, ihr liebkosend die erglühte Wange streichelnd,

„ja wahrlich, Louise, Du bist ganz das Mädchen dazu, einen Mann zu beglücken und selber glücklich zu sein. Deine Wünsche reichen nicht hinaus über die Familie und über das Haus und das ist für ein Weib jedenfalls das höchste und schönste Glück."

Aurelie schwieg und blickte gedankenvoll vor sich nieder, dann nach einer langen Pause wandte sie sich zu Louise hin und faßte heftig ihre Hand.

„Louise, sagtest Du nicht, es wäre Dir Recht, wenn ich Dich in Berlin besuchte? Bitte meinen Vater darum! Ich möchte nicht mit ihm nach Paris gehen."

Die großen Augen Louisens richteten sich mit forschendem Ausdruck auf sie.

„Du möchtest nicht mit Deinem Vater gehen und Deinen Bruder aufgeben?" fragte sie sich zu ihr neigend und leise flüsternd.

Aurelie zuckte zusammen und eine tiefe Gluth übergoß ihre Wangen.

Louise lachte laut auf, umarmte ihre Freundin, küßte sie und flüsterte ihr in's Ohr: „Fürchte nichts, ich habe Dein Geheimniß errathen und werde schweigen. Du fürchtest Deinen Vater?"

„Ja, ich fürchte ihn und wenn es sein kann, so bitte ihn, daß ich Dich begleiten darf."

„Wohlan,“ sagte Louise, „ich werde es versuchen!“ Mit dem entschlossenen und kühnen Wesen, das ihr eigen war, verließ sie sogleich das Gemach und kehrte zurück in die Salons, die jetzt öde und leer waren. Nur der Marquis befand sich mit dem Grafen Martiny allein in demselben, und auch sein Sohn, der junge Marquis, war anwesend; nur hatte er sich zurückgezogen in eine Fensternische und stand da abseits und allein, während der Marquis harmlos mit dem Grafen plauderte.

„Herr Marquis d'Alme,“ sagte Louise mit einer allerliebsten kleinen Neigung des Kopfes, „Sie sind ein Cavalier und werden daher einer Dame eine Bitte nicht abschlagen.“

Der Marquis lächelte. „Gewiß nicht, wenn ich sie erfüllen kann,“ sagte er, „denn das erste Gesetz eines Cavaliers ist, allen Wünschen einer Dame zu genügen.“

„Nun gut, Sie werden also nichts dagegen haben, daß Ihre Tochter Aurelie mich nach Berlin begleitet. Sie hatte es mir versprochen und wir ahnten nicht, daß der Herr Marquis hierherkommen würden, wie ein Raubvogel, der mir die schöne sanfte Taube entführen will. Ich hoffe aber der Vergleich paßt nicht,

und Sie beabsichtigen nicht die Rolle eines Raubvogels zu spielen. Nicht wahr, Herr Marquis, es ist abgemacht, die liebe Aurelie begleitet mich nach Berlin?"

Der Marquis zuckte die Achseln und machte ein trauriges Gesicht. „Ich bin trostlos, Mademoiselle, denn gerade diese eine Bitte vermag ich nicht zu erfüllen! Es ist unmöglich! Meine Tochter wird mich nach Paris begleiten und wir werden in einer Stunde schon abreisen."

Während er so sprach, hatte sein scharfes stechendes Auge wohl gesehen, wie der junge Marquis aus der Fensternische hervortrat und leise nach der Thüre des Seitengemachs heranschlich. Eben als er in dasselbe eintreten wollte, wandte der Marquis Vater sich zu ihm hin: „Mon cher fils," rief er hastig, „warte noch einen Augenblick, ich begleite Dich in das Hotel. Wir wollen unsere Vorkehrungen zur Abreise treffen und dann werde ich mit der Extrapost hierher kommen, um meine Tochter abzuholen. Noch einmal, Fräulein, ich beklage es unendlich, daß ich Ihren Wünschen nicht genügen kann! Meine Tochter Aurelie muß mich begleiten und ich bitte Sie, ihr zu sagen, daß sie sofort und auf der Stelle alle Arrangements treffen möge, denn in einer Stunde schon reisen wir ab."

„Komm jetzt, mon cher fils, wir empfehlen uns jetzt dem Herrn Grafen und danken ihm für seine Güte und Freundlichkeit. Es ist Zeit, daß wir in unser Hotel zurückkehren.“

Er faßte den Arm des jungen Mannes, der bestürzt drein schaute, neigte sich vor dem Grafen und verschwand.

Louise kehrte zu den Freundinnen zurück, um den unglücklichen Ausgang ihrer Botschaft zu melden.

„Ich wußte es wohl,“ murmelte Aurelie, „es ist ganz in dem Ton und dem herrischen Charakter meines Vaters. Seit Jahren hat er sich nicht um mich bekümmert und jetzt kommt er zu mir, weil er meiner zu seinen Zwecken bedarf. Ich soll sicherlich das Werkzeug seiner Politik werden, und Gott mag wissen, was er über mich beschlossen und was er vor hat!“

„Ach, ich bin doch zufrieden,“ sagte Louise, zürnend und lächelnd zugleich, „sehr zufrieden, daß mein Vater kein vornehmer Mann, kein Politiker ist, und wenn er sich jetzt einfallen läßt, den Tyrannen spielen zu wollen, so wird es wohl Mittel geben, ihm diese Rolle wieder auszureden. — Horcht, meine Schwestern, da fährt ein Wagen vor, das wird der Wagen sein, mit welchem unsere theure Freundin von

dannen fährt. Kommt, laßt uns den letzten Abschied von ihr nehmen!“

Ja, es war der Wagen, welcher das junge Ehepaar von dannen fahren sollte. Eine glänzende Equipage, geziert mit dem gräflichen Wappen; ein weiteres Hochzeitsgeschenk, welches der Baron seiner jungen Gemahlin dargebracht. Prächtig aufgeschirrt waren die vier Rappen, und die mit weißem Atlas ausgeschlagene Equipage war hervorgegangen aus der ersten Fabrik von Paris.

Der alte Graf Martiny vergaß über dem Anschauen dieser schönen Equipage ganz, daß er seine Tochter hinuntergeführt hatte und nun von ihr Abschied nehmen mußte. Er freute sich der glänzenden Weise, in welcher die junge Baronin die Residenz verließ und dachte daran, daß es Viele geben würde, welche ihn und sie beneideten.

Das schmeichelte seinem Stolz und milderte die Bangigkeit des Abschiednehmens.

Amalie, geleitet von ihren Freundinnen, stand noch in der Vorhalle des Hauses und nahm von ihnen Abschied. Jede umarmte sie und küßte sie.

An Bianca's Halse hing sie länger, legte ihr

Haupt auf die Schulter der Freundin und flüsterte leise in ihr Ohr:

„Wenn Du ihn siehst, erzähle ihm mein Leid; sage ihm, daß ich eine gehorsame Tochter war, sage ihm — nein, nichts weiter," sagte sie laut und riß sich nun aus den umschlingenden Armen der Freundin und stürzte nach der Thüre hin.

Neben derselben stand der Baron von Ebermann und reichte ihr die Hand dar.

„Komm, Amalie," sagte er, „ein neues Leben thut sich auf mit dem Schritte, den Du jetzt über die Schwelle dieses Hauses thust. Möge es ein glückliches sein!"

Sie legte ihre Hand in die seine, neigte das Haupt und ließ sich von ihm zu dem Wagen hinführen.

Die Freundinnen standen mit gefalteten Händen in der Vorhalle und schauten mit thränenden Augen hinaus durch das breite Thor.

Sie hörten, wie die Diener den Wagen schlossen, sie hörten das Fortrollen der Equipage. Sie sanken einander in die Arme und küßten sich und weinten. Dann kehrten sie zurück in ihre Gemächer, um nun auch sich vorzubereiten zur Abreise.

Sechstes Capitel.

Der Marquis und seine Tochter.

Aurelie hatte gethan, wie ihr Vater befohlen, sie hatte sich zur Abreise gerüstet und erwartete ihren Vater. Jetzt that sich die Thüre auf, und der Marquis, begleitet von dem Grafen Martiny, trat ein. Mit lächelnden Lippen und einem freundlichen Gruß schritt er zu seiner Tochter hin und reichte ihr den Arm.

„Meine theure Aurelie, es ist alles bereit, und es bleibt nur übrig, daß wir uns von dem Herrn Grafen verabschieden und ihm danken für die genossene Gastfreundschaft. Ich beklage es unendlich, daß es mir nicht vergönnt sein soll, auch der Frau Gräfin meinen unterthänigsten Dank darzubringen, und für Dich, meine Tochter, wird es sicherlich ein großer Schmerz sein, der gnädigen Frau nicht zum Abschied die Hand küssen zu dürfen. Aber es ist die höchste

Zeit, wenn wir den Zug, der nach Paris fährt, nicht verfehlen wollen!"

Lächelnd und plaudernd mit harmloser Freundlichkeit führte der Marquis d'Alme seine Tochter hinunter zu dem bereitstehenden Fiacre, der sie nach der Eisenbahn führte.

Es war, wie der Marquis gesagt hatte, die höchste Zeit. Das erste Signal war schon gegeben, und Alles strömte hinaus auf den Perron zur Besteigung der Wagen.

Der Marquis, seine Tochter fest am Arm haltend, drängte sich durch das Publikum und erreichte glücklich den Waggon erster Klasse, in welchem der geschäftige Commissionär des Hotels für den Marquis zwei Plätze belegt hatte.

„Die Koffer sind aufgegeben, alle Pakete besorgt?" fragte der Marquis in den Wagen springend und seiner Tochter die Hand reichend.

„Ja, Herr Marquis, Alles besorgt, und hier sind die Gepäckscheine." Eben kam der Inspector und schloß die Thür. Das Signal ertönte zum zweiten Mal und der Zug setzte sich in Bewegung.

Aurelie war bleich geworden, und ihr Auge irrte suchend umher. Jetzt, als der Zug abfuhr, sprang

sie zu dem Fenster und schaute hinaus. Aber ihr Vater hielt sie zurück.

„Wozu das?“ sagte er mit einem ironischen Lächeln, „es wäre einfacher gewesen, meine Tochter hätte an mich die Frage gerichtet, welche sie jetzt mit ihren Augen hinausruft auf den Perron. Deine Augen rufen: „Wo ist mein theurer Bruder?“ Nicht wahr, meine Tochter? und Deine Lippen sträuben sich, diese Frage an mich zu richten. Erlaube mir indessen, daß ich Dir die Antwort darauf gebe: Dein theurer Bruder hat auf meinen dringenden Wunsch sich entschlossen, eine andere Reise anzutreten und uns nicht länger mit seiner Gegenwart lästig zu fallen!“

„Ich beschwöre Sie, mein Vater,“ sagte Aurelie, bebend die gefalteten Hände zu ihm ausstreckend, „sagen Sie mir die Wahrheit!“

Er zuckte die Achseln. „Die Wahrheit ist genau das, was ich Dir gesagt habe! Du hast die Güte gehabt, mir einen Sohn zu geben, einen Sohn indessen, der nicht Dein Gemahl ist, sondern Dein Bruder. Ich liebe dergleichen Brüderschaften nicht, und sie war mir unbequem. Es war daher ganz natürlich, daß ich von meinen Vaterrechten Gebrauch machte!“ fuhr er mit ernsterer und strengerer Stimme fort, „ja,

von meinen Vaterrechten! Du bist noch nicht majorenn, bleibst daher meinem Willen untergeordnet und wirst Dich demselben in Gehorsam fügen. Ich habe Deinen Herrn Bruder verabschiedet, und ich sage Dir jetzt dies Eine: wenn er sich jemals unterfängt, zu Dir, das heißt zu uns zurückzukehren, denn von jetzt an werden wir bei einander bleiben, meine Tochter, ich sage, wenn er sich jemals unterfängt, zu uns zurückzukehren, so werde ich kein Mitleid mehr üben, ich werde den Aufrührer, den Verurtheilten, der nur durch die Flucht sich der gerechten Strafe entzogen hat, verhaften lassen. Ja, ich sage Dir, daß, wenn ich auch nur ein einziges Mal ohne meinen Willen auf unserm Wege nach Paris oder in Paris selbst dieses dunkle Gesicht wiedersehe, so werde ich ihn anklagen der Verrätherei, der Verschwörung. Stille, sage mir kein Wort, ich weiß, in welchen Verbindungen Du gelebt hast, ich weiß, was für ein Mensch dieser Monsieur Tartini ist, und wer seine Complicen sind!"

„Mein Vater!" rief sie heftig.

Er aber unterbrach sie mit lauter, gebieterischer Stimme. „Still! Ich spreche und da geziemt es meiner Tochter zu schweigen und zu hören! Ich sagte: „seine Complicen!" Ich weiß, in welchen Verbindungen

Du in Florenz gelebt hast. Ich weiß, daß Du mit Verschwörern und Aufrührern verkehrt hast. Ich weiß, daß Du mit dem schlimmsten aller Aufrührer, mit Mazzini bekannt bist. Ich weiß auch, daß Du diesen Empörer Orsini kennst! Dein lieber Bruder ist aus dem Gefängniß in Mantua mit Orsini entsprungen! Weshalb saß er im Gefängniß? Ich will es Dir sagen! Weil er mit Orsini und einigen anderen Empörern einen Mordversuch auf den Großherzog von Toscana gemacht hat? Wer befreite ihn? Du und Einige der geheimen Brüderschaft, die sich wie eine eiserne Kette durch ganz Italien hinzieht!"

„Du siehst, ich bin gut unterrichtet und ich kenne die geheimen und gefährlichen Wege, welche meine Tochter bis hierher gegangen ist!"

„Es mag sein, mein Vater," sagte Aurelie leise, „daß ich auf gefährlichen Wegen gegangen bin, aber ich habe wenigstens meine Ehre rein erhalten und habe allein über ihr gewacht! Ich war bisher schutzlos und allein, Sie wissen es wohl, mein Vater!"

Er zuckte die Achseln. „Du willst damit sagen, daß ich Dich allein gelassen, daß ich nicht Sorge für Dich getragen habe? Ich verstehe den Vorwurf recht wohl, der in Deinen Worten liegt! Es giebt aber

etwas Höheres als die elterliche Liebe, das ist die Liebe zu dem angestammten Herrscherhause. Ich war fern von Dir im Dienste des Vaterlandes. Ich habe im Dienste für mein Vaterland und für meinen König mein ganzes Vermögen hingegeben. Und da dieses erschöpft war, hatte ich nur noch mein Leben, meine Zeit und meinen Geist hinzugeben, alles das habe ich in den letzten Jahren verwendet im Dienste meines Königs. Aber ich bin gescheitert. Der edle, treue Geist des französischen Volkes ist corrumpirt. Diese Bonapartische Wirthschaft hat die Herzen treulos gemacht und die Seelen geknechtet. Die weiße Fahne der Bourbonen flattert nicht mehr in den Lüften und nicht mehr in den Herzen. Die Lilien sind verwelkt, und die Bienen sammeln den Honig für das Kaiserthum. Es ist eine elende, erbärmliche Zeit. Aber man muß sich fügen und," fuhr er fort, „il faut faire bonne mine au mauvais jeux! Und das gedenke ich zu thun! Ein kluger Politiker muß sich den Umständen fügen, und muß, wenn es nicht anders sein kann, die elende Maskerade des Lebens mitmachen und eine lachende Larve vor sein Angesicht legen, wenn er seine traurige Miene nicht sehen lassen will. Wir, mein Kind, sind in diesem Fall! Wir, zu den ältesten und

edelsten Adelsgeschlechtern Frankreichs gehörend, müssen jetzt unser Haupt beugen unter das Joch, und müssen aus der Nothwendigkeit eine Tugend machen!

„Ich bin jetzt in Begriff, diesem sogenannten Kaiser Louis Bonaparte einen Triumph zu bereiten, und ich weiß, daß ihm derselbe willkommen ist. Der Marquis d'Alme, einer der treuesten Anhänger seines Königs Heinrich V., kehrt jetzt nach Paris zurück, um dort seinen Wohnsitz aufzuschlagen und sich mit seinem alten Adel an diesen neuen Parvenüe-Hof zu begeben! Dieser Empereur, der nichts hat von den eminenten Tugenden seines Oheims, hat wenigstens eine seiner Schwächen geerbt, die Schwäche, zu liebäugeln mit dem alten Adel und sich so viel als möglich anzueignen von den Sitten und der Etiquette des alten Hofes. Ich weiß, daß der Empereur sehr zufrieden sein wird, mich an seinem Hofe zu haben, denn ein Strahl des alten Glanzes fällt auf sein umnachtetes Haupt, wenn der Marquis d'Alme in den Sälen des kaiserlichen Parvenüe erscheint! Und wahrlich diese Kaiserin, die spanische Gräfin von zweifelhaftem Namen und Ruf, wird es sich zur Ehre schätzen müssen, wenn die junge Marquise d'Alme sich herabläßt, an ihren Gesellschaften Theil zu nehmen!

„Meine Tochter, ich führe Dich nach Paris, weil ich endlich jetzt des Elends und der Unterdrückung, des Umherirrens und der Armuth überdrüssig bin! Ich habe im Geheimen meine Unterhandlungen gemacht mit diesem Empereur, und man hat mir, wenn ich mich herbeilasse, den Eid für den Kaiser zu leisten, eine einflußreiche und hohe Charge am Hofe zugedacht.

„Ich habe mich nach Frohsdorf begeben, von meinem König Heinrich mir Urlaub erbeten und um seine Einwilligung nachgesucht, die dargebotene Charge bekleiden zu dürfen. Es standen Thränen in den Augen des Königs, als er mich entließ. Ja, meine Tochter, ich bin stolz darauf! Diese Thränen meines Königs sind wie die Brillanten des Medschid-Ordens, so glänzend und so strahlend auf meine Brust gefallen! König Heinrich hat geweint, indem er mich entließ und hat gesagt:

„So gehen alle meine Getreuen von mir und ich werde einsamer mit jedem Tage! Gehen Sie, Marquis! Vielleicht kommt indessen die Stunde, da Sie zu mir zurückkehren dürfen!"

„Und da bin ich niedergesunken auf meine Kniee und habe gesagt: „Sire, die Stunde werde ich segnen und werde sie als die glücklichste meines Lebens be-

trachten, wenn ich diesem Empörer sagen darf: Ich war in Ihrem Dienste immer nur der getreue Anhänger meines Königs! Ich diente Ihnen nur, um einst zu ihm zurückzukehren! Heil meinem König Heinrich!"

Das waren meine letzten Worte und sie werden in meinem Herzen nachklingen bis zu meinem Tode!

„Und jetzt fordere ich von Dir, daß Du gehorsam Dich beugst vor der Gesinnung Deines Vaters, Dich in allen Dingen seinem Willen unterordnest!"

„Mein Vater," sagte sie leise und vor seinen blitzenden Augen und seinen ernsten Mienen angstvoll das Haupt neigend, „mein Vater, ich kenne Ihren Willen nicht und weiß nicht, was Sie mir befehlen wollen! Aber ich bitte, nur das Eine zu bedenken, daß mein hartes Geschick es gewollt hat, daß ich allein und einsam durch die Welt gehen mußte, und daß ich daher habe lernen müssen, meiner eigenen Gesinnung zu folgen und mir einen eigenen Willen zu bilden!"

„Scharfe Worte unter mildem Ton!" rief ihr Vater heftig, „Du willst damit sagen, daß Du gewohnt bist, nur das zu thun, was Du willst! Du wirst diese Gewohnheit ablegen, meine Tochter und fortan das thun, was ich will! Die Tochter unseres Hauses kennt das Gesetz, welches sie dem Vater un-

terordnet bis zu dem Momente, wo dieser die Sorge für seine Tochter dem Gemahl überträgt! Ich verspreche Dir indessen, daß dieser Moment nicht auf sich warten lassen wird!"

„Mein Vater," rief Aurelia entsetzt, „Sie wollen mich vermählen? Sie wollen mir einen Gemahl geben, den ich nicht kenne?"

Er nickte leise. „Du bist vornehm genug, um dem Beispiele der Prinzessinnen zu folgen, welche gehorsam und unterthänig den Gemahl annehmen, welchen ihr Herr und Vater ihnen giebt. Ja, ich will Dich vermählen und wir gehen jetzt nach Paris, um sofort Deine Vermählung zu vollziehen."

Aurelia sprang auf und blickte ihren Vater entsetzt an. „Das ist unmöglich, mein Vater! Ganz unmöglich! Ich kann mich Ihrem Befehle nicht fügen! Ich kann nicht einen Gemahl annehmen, den ich nicht kenne, von dem mein Herz nichts weiß!"

Er zuckte die Achseln. „Dein Herz! Dein Herz weiß zu viel von anderen Männern! Zu viel vielleicht von dem, was Dein lieber Bruder Dir zugeflüstert hat! Ich will davon nichts wissen und ich will, was Du eben gesagt hast, nicht gehört haben! Ich weiß es wohl, in den Büchern und Romanen heißt es bei

diesen Gelegenheiten: „Du wählst entweder den Brautkranz oder den Schleier!" Das ist veraltet, die Nonnenklöster schrecken jetzt nicht mehr und sie passen nicht in meine Pläne. Du hast keine Wahl, Du nimmst den Gemahl, den ich Dir gebe!"

„Nein, mein Vater, es ist unmöglich!" rief sie heftig, „lassen Sie uns die Lüge von uns verbannen und sprechen wir die Wahrheit! Sie wissen, daß Derjenige, den ich vor der Welt, um ihn zu retten, meinen Bruder nannte, daß der mein Geliebter ist! Ich habe ihm geschworen, daß ich ihm treu bleiben will, daß ich mit ihm Elend und Gefahr und Noth theilen will, und ich muß mein Wort erfüllen!"

Der Marquis sprang auf und faßte heftig ihre Hand: „Höre nun auch mich! Auf alle diese schönen Worte habe ich nur einzige Antwort! Wenn Du Dich einen Moment gegen meine Forderungen sträubst, so denuncire ich Deinen sogenannten Bruder, schon ehe wir in Paris anlangen! Ich weiß, wohin er sich gewandt hat, ich kenne seine Pläne! Ja, ich will Dir noch mehr sagen: Um Dich zu retten, hat er mir alle seine Geheimnisse anvertraut! Ich kenne die Mordanschläge, mit denen er und Orsini umgehen! Ich gestehe Dir, daß ich zufrieden wäre, wenn sie ausge-

führt würden, denn ich hätte dann die Hoffnung, meinem König Heinrich wieder auf den Thron zu helfen, aber wenn es sich darum handelt, meinen Willen auszuführen, so werde ich selbst für den Moment dieser schönen Hoffnung entsagen, und werde, sobald wir in Paris angelangt, den Kaiser benachrichtigen, und glaube mir, seine Polizei ist gut genug geschult und seine Bluthunde haben die richtige Witterung, um Deinen Luigi Tartini aufzufinden und sie werden ihn strafen nach dem Gesetz! Das heißt, sie werden ihn hinrichten lassen und Du wirst dann die Mörderin Deines Geliebten sein! Und nun sage ich wie die Väter in den Tragödien und Romanen: Wähle! Willst Du Deinen Geliebten ermorden lassen, oder willst Du die Gemahlin eines dieser Parvenüs vom kaiserlichen Hofe werden, die Gemahlin eines Millionärs? Wähle!"

Aurelia antwortete nichts, sie sank nieder auf ihren Sitz, lehnte das Haupt zurück, bedeckte das Angesicht mit beiden Händen und weinte laut.

In vollem Jagen rollte der Zug weiter und das Geklapper der Maschine und das Pfeifen der Locomotive übertönten das Schluchzen und Jammern des jungen Mädchens.

Der Marquis, die Arme ineinander geschlagen, ließ sie ruhig gewähren, schaute hinaus aus dem Fenster und ergötzte sich an den vorübersausenden Bäumen und an der in jeder Minute sich ändernden Decoration der Landschaft. Dann, als der Zug langsamer fuhr und man sich einer Station näherte, wandte der Marquis sich wieder an seine Tochter:

„Wähle jetzt und höre, was ich Dir weiter zu sagen habe! Dein soi-disant-Bruder befindet sich mit uns auf demselben Zuge. Ich habe ihm erlaubt, uns zu folgen, damit er von Dir auf der nächsten Station einen letzten kurzen Abschied nehmen könne. Es war dies klug von mir gehandelt und willst Du wissen, warum? Wenn Du nicht hier in meiner Gegenwart den sauberen Bruder für immer verabschiedest, so denuncire ich ihn schon auf der nächsten Station, und er wird verhaftet! Glaube mir das! Wenn Du thust, was ich will, so mag er gehen, wohin er will und mag sich retten, wenn er kann! Sieh, der Zug beginnt schon langsam in den Bahnhof einzufahren, nun entscheide Dich!"

„Mein Vater?" fragte sie hastig, ich soll ihn noch einmal sehen?"

„Zum letzten Male! Er wird an uns herantre-

ten, wenn Du gewählt hast! Mache Dir klar, was ich gesagt habe! Er wird verhaftet und sein Loos ist entschieden, denn ich habe gewichtige Zeugnisse gegen ihn, man wird ihn ausliefern an die französische Gesandtschaft und man wird ihn als einen Verräther nach Paris transportiren! Das Weitere kennst Du, denn Du kennst die Grausamkeit dieses Empereur!"

Sie rang mit sich selber, dann mit fast vergehender Stimme flüsterte sie: „Laß ihn eintreten, ich will Abschied von ihm nehmen!"

Jetzt hielt der Zug. Die Passagiere stürzten aus den Waggons. Der Marquis, seine Tochter sanft zurückdrängend, trat in die geöffnete Thür des Waggons und winkte mit der Hand.

„Kommen Sie herein," sagte er zu dem jungen Manne, der eilends herankam, „Ihre Schwester will Abschied nehmen von Ihnen, natürlich in meiner Gegenwart!"

„Mein Vater," flüsterte sie, „dies Eine letzte Glück können Sie mir gewähren! Lassen Sie mich einen Moment allein mit ihm sprechen!"

„Es sei!" sagte er mit einem verächtlichen Lächeln, „ich will dieser romantischen Stimmung nachgeben und draußen vor dem Waggon stehen bleiben!"

Er trat hinaus auf den Perron und winkte dem jungen Manne, hineinzugehen in den Waggon, dann schloß er die Thür und blieb als Schildwache vor derselben stehen.

Drinnen stand das junge Liebespaar. Die Hände ineinander gelegt, schauten sie sich an mit einem langen, tiefen Blick.

„Luigi, wir müssen scheiden, für immer scheiden! Mein Vater will es so, und wenn ich seinem Willen nachgegeben habe, so geschah es nur für Dich, um Dich zu retten!“

Seine Augen waren mit einem düsteren, zürnenden Blick auf sie gerichtet. „Habe ich Dir gesagt, daß ich durch Dich gerettet sein will?“ fragte er mit grollender, schmerzlicher Stimme, „weißt Du denn, ob ich nicht den Tod der Trennung von Dir vorziehen möchte?“

„Ich aber, Luigi, ich nehme den Tod auf mich, und ertrage das Leben, um Dich zu retten!“

Er sah sie an mit einem grollenden und zornigen Blick. „Du hast mir ewige Treue geschworen und ich entlasse Dich nicht aus Deinem Schwure. An mich gebunden bist Du durch meine Liebe, durch Deine Schwüre und durch meinen Willen.“

Sie erbebte unter dem Blick, den er auf sie heftete, ein Blick mehr voll Zorn und Haß, als voll Liebe.

„Luigi," sagte sie leise, „Du weißt, daß ich Dich liebe, Du weißt, daß Dir mein ganzes Leben gehört, und dennoch — —"

„Und dennoch," unterbrach er sie stürmisch, „dennoch willst Du Dich jetzt von mir trennen. Statt hinzutreten vor Deinen Vater und ihm zu sagen: „Ich folge dem Manne, der meine Liebe besitzt, dem ich mein ganzes Herz gegeben, ich folge dem Manne, dem ich den Schwur der Treue geleistet, der Treue bis zum Grabe," statt dessen ziehst Du es vor, die Hand zurückzuziehen und zu sagen: Lebe wohl! Ach Du ahnst es nicht, welche Verzweiflung in meinem Herzen darüber flammt, Du ahnst nicht, wie ich mein Lebensblut möchte dahin strömen lassen über die Schwäche eines Weibes."

„Luigi," flüsterte sie leise, „habe Mitleid, habe Erbarmen! Glaube mir, daß nur die höchste Noth, die höchste Gefahr für Dich selber mich thun läßt, was ich thue!"

„Und ich," sagte er mit einem bittern Lächeln, „ich fürchte keine Gefahr, und wenn Du mich von Dir trennen willst, um mich zu retten, so sage ich Dir,

daß dies mich gerade in den Tod jagen wird. Um Deinetwillen hätte ich vielleicht gesucht, mich zu retten und wäre zurückgeschreckt vor der Gefahr, weil ich glaubte, daß mein Leben Dir theuer sei! Nun aber habe ich nichts mehr zu schonen, nichts mehr zurückzuhalten, und ich sage Dir, wenn der Tod mich treffen wird, so ist Deine Treulosigkeit daran schuld."

„Erbarmen, Luigi, Erbarmen," rief sie unter Thränen. „Glaube an meine Liebe, glaube, daß ich Dich nie so heiß geliebt habe wie in dieser Stunde, da ich zu Dir flehen muß: Luigi, nimm Dein Wort zurück, gedenke meiner in Deinen stillen Stunden wie einer Abgeschiedenen, die ewig für Dich beten wird und deren Geist immer Dir nahe ist. Glaube an meine Liebe, die sich nie reiner und größer bewährt hat, als in diesem Moment und zürne mir nicht, weil ich, um Dich zu erretten, Alles hingab, selbst meine Liebe."

„Und wenn ich dies Opfer nicht annehmen will?" fragte er grollend. „Wenn ich es vorziehe, zu sterben mit dem Bewußtsein: Sie liebt mich und sie hat treu zu mir gehalten bis zum letzten Augenblick? Wenn mir dies lieber ist, als von Dir zu scheiden mit dem Gedanken, daß Du mich errettet hast, aber auf

Kosten unserer Liebe, mit einem Treubruch mich errettet hast!“

„Es wird ein Tag kommen,“ flüsterte sie leise, „wo Du anders denkst, wo Du mit mildern Sinne Dich Deiner Aurelie erinnern und sie segnen wirst für das, was sie heute thut.“

„Und was thut sie?“ fragte er immer noch grollend und zürnend. „Sie bricht mein Herz, sie bricht meinen Glauben an die Menschheit, sie macht mich zu einem wilden Thier, das hinausstürmt, und Alles zerreißt, was sich ihm entgegenstellt. Ja, das machst Du aus mir und daran wirst Du meine Liebe nun erkennen, daß ich durch Dich ein Anderer werde. Du willst es, nun so lebe wohl, aber ich sage Dir, ich lasse Dich nicht frei! Gehe hin in die Welt und unterwirf Dich dem Befehle Deines Vaters! Sei eine gehorsame Tochter; aber ich lasse Dich nicht frei; ich sage nicht zu Dir: „Auf Nimmerwiedersehen! ich sage auf Wiedersehen!“ Du bist in den Banden meiner Liebe und ich will sie zu Ketten machen, vor denen Du erzittern sollst, wenn Du nicht in ihnen jauchzen willst vor Wonne. Dies ist mein Abschied und —“

Eben öffnete der Marquis die Thür des Waggons und sprang hinein.

„Ich dächte, das Liebesduett hätte lange genug gedauert,“ sagte er, „Du hast sogar das Signal überhört, meine Tochter! Wir werden gleich abfahren und es ist jetzt Zeit für meinen lieben Sohn und Deinen lieben Bruder, sich zu entfernen. Lebe wohl, mein theurer Sohn und bedanke Dich bei Deiner Schwester, denn sie hat Dir soeben das Leben gerettet! Ich sage Dir, mein lieber Sohn, ohne sie wärest Du jetzt schon in den Händen der Polizei und der Verräther und Verschwörer würde vielleicht mit demselben Zuge, auf dem wir uns befinden, nach Paris gelangen; aber unter sehr sicherer Bedeckung. Auch wäre Paris vielleicht nur eine Station auf seinem Wege nach Cayenne.“

Der junge Mann richtete sein Haupt stolz empor und begegnete den spöttischen Blicken des Marquis mit einem trotzigen, ruhigen Anschauen.

„Ich danke es meiner Schwester und ich danke es meinem theuren Vater, dem Legitimisten, dem Verschwörer gegen den Kaiser Napoleon nicht im Mindesten, daß sie mich in dieser Stunde errettet. Zum Uebrigen, Herr Marquis, wollen Sie bedenken, daß auch ich Waffen gegen Sie in Händen habe und daß ich sehr wohl Ihre Verschwörungen und Ihre Pläne kenne. Ich will vielleicht den Thron des Kaisers von

Frankreich stürzen, um meines Vaterlandes, um Italiens willen, Sie, mein Herr, Sie wollen ihn stürzen um Ihres fabelhaften Königs willen, den Sie Heinrich V. nennen. Unsere Zwecke sind verschieden, aber unsere Wege sind gleich, Herr Marquis, und mit demselben Rechte, mit welchem Sie mich einen Verschwörer nennen, darf ich Sie auch so benennen. Nun leben Sie wohl, und ich sage zu Ihnen, wie ich es eben zu Ihrer Tochter gesagt habe: auf Wiedersehen."

Er neigte leicht das Haupt und da eben der Schaffner an der Thür erschien und sein Hinausgehen forderte, sprang er auf den Perron hinaus.

Die schrille Pfeife ertönte und langsam setzte der Zug sich in Bewegung.

Langsam, leise nur! Lange noch sah Aurelie durch den Schleier ihrer Thränen hindurch auf dem Perron die schlanke Gestalt des jungen Mannes; die Arme über der Brust ineinandergeschlagen stand er da, das Haupt hoch erhoben, mit seinem blassen, von schwarzem Bart und Haar eingerahmten Gesicht. Mit trotzigen und wilden Mienen schaute er ihnen nach.

Siebentes Capitel.

Die Trauung.

Acht Tage später fand in der Kapelle des Palais Luxembourg in Paris eine sehr glänzende Trauung statt. Das Volk drängte sich auf den Straßen, um die schönen Equipagen mit den prächtigen Wappenschildern und den seltsamen Livreen heranrollen zu sehen. Diese Equipagen aus dem Faubourg St. Germain, wo der legitimistische Adel zurückgezogen in seinen Palästen lebte und selten nur sich zeigte, seit in den Tuilerien Derjenige thronte, den die Legitimisten den Räuber eines Thrones nennen, der sich selbst den „Parvenu" und Neffen seines Onkels, den Kaiser Louis Napoleon, genannt hat.

Darum war das Volk so neugierig, darum drängte die Menge zu beiden Seiten des Palais Luxembourg

aus den angrenzenden Straßen heran, weil es eben eine seltene Erscheinung war, den legitimistischen Adel in seiner stolzen Herrlichkeit zu schauen.

Es mußte in der That ein sehr vornehmes und auserlesenes Brautpaar sein, welches heute in der Kapelle des Palastes getraut werden sollte.

Nur selten fanden dort jetzt noch Trauungen statt. Unter Louis Philipp war diese Kapelle in dem alten Palaste der Maria von Medicis wieder hergestellt worden und die Familien der Pairs von Frankreich hatten allein das Vorrecht gehabt, daß dort die Trauungen ihrer Brautpaare stattfanden.

Aber jetzt, seit das Bürgerkönigthum von dem blutigen Kaiserthum gestürzt war, jetzt, wo die Getreuen des neuen Hofes mit Fürsten- und Herzogstiteln, mit Senatorstellen und Hofchargen belohnt wurden, jetzt unter dem sogenannten demokratischen Kaiserthum sind mit den Königen von Frankreich auch die Pairs von Frankreich zu St. Denis begraben und eingescharrt. Die goldene Kapelle des Palais Luxembourg hat sich seitdem nur noch für die Augen der Neugierigen und Fremden aufgethan, welche die öden Räume des Palastes der übermüthigen und stolzen Königin durchwandern und den Spuren der Geschichte

folgen in diesen einst so glänzenden, jetzt bestaubten und einsamen Räumen.

Draußen auf der Straße fragte und forschte das Volk, wer das sein möge, der heute den alten Gebrauch der Pairs von Frankreich wieder aufgenommen, und wer so einflußreich bei Hofe sein könne, um den Empereur zu bewegen, daß er seine Bewilligung gegeben zu dieser seltsamen Trauung?

Niemand wußte es zu sagen. Jeder schaute nur neugierig hin auf die heranrollenden Equipagen und hoffte auf das Brautpaar, dessen Anblick vielleicht das Räthsel lösen könne, weil man es erkennen würde an den Wappenschildern auf ihren Equipagen.

Auf der Straße zu beiden Seiten waren schon eine Menge Equipagen aufgefahren, deren Inhaber sich in das Palais begeben hatten. Da waren alle die großen Wappenschilder des alten Adels von Frankreich, und wunderbar genug gemahnte es das Volk an die alten Zeiten, als es jetzt die Livreen der Kutscher und Lakaien, Livreen nach dem alten Schnitt, und die Karossen, deren Einige geziert waren mit den Wappenschildern der Lilien, vor sich wie ein Bild aus der Vergangenheit auftauchen sahen.

Jetzt rollte wieder eine Equipage heran, eine

prachtvoll vergoldete Kutsche, gezogen von zwei milchweißen Pferden, die herrlich aufgeschirrt, mit Blumenbouquets und Schleifen behangen waren.

Der Kutscher mit dem dreieckigen Hut auf dem Kopf in einer Livree, die strotzte von Silber, und auf dem Trittbrett hinter der Kutsche zwei Lakaien, deren seltsam und altmodisch geformten Röcke ganz mit Silbertressen bedeckt waren.

Das ist das Brautpaar, ja das ist das Brautpaar, murmelte man in der Menge und alles drängte näher herbei, um das Brautpaar aussteigen zu sehen.

Die Lakaien sprangen jetzt von dem Trittbrett herunter und öffneten den Schlag. Athemlos schaute die Menge hin.

Jetzt stieg ein junger Mann aus der Kutsche, ein junger Mann in dem schmucklosen schwarzen Frack unserer modernen Tage; aber um den Hals geschlungen das Großcordon der Ehrenlegion, den Orden des modernen Frankreichs, welches ihn bezeichnete als einen der bei Hofe wohl gelittenen Getreuen des Kaisers.

Das war ein seltsamer Anblick für das Volk.

Wie kam der kaiserliche Orden hierher, wo man in der Kapelle der Legitimisten eine Trauung begehen wollte?

War das wirklich der Bräutigam? Konnte man annehmen, daß einer aus dem neuen Frankreich so die Sitten aus dem alten Frankreich aufnehmen würde?

Der junge Mann blieb neben der Kutsche stehen und reichte die Hand hinein und nun erschien eine junge Dame.

Ja! das war die Braut! Mit Orangenblüthen geschmückt war das Haupt, von dem ein Spitzenschleier hernieder wallte über die weiße Schleppe des Atlas-kleides.

Eine schöne Gestalt war es, die jetzt an der Hand des jungen Mannes heraustrat und über den Teppich dahinschritt nach dem Eingang des Palastes.

Stolz und groß gewachsen war sie, herrlich an-zuschauen in ihrer ruhigen und prächtigen Haltung, und schön war auch das Gesicht; die Menge wollte indeß eine stille Traurigkeit und Spuren der Thränen auf den durchsichtigen Wangen bemerken. Aber sie war doch schön, diese Braut! Die Augen so groß und so milde der Blick! Die Stirn hoch und edel mit den Bogen der leicht geschwingten Augenbrauen, die Lippen fest aufeinander gepreßt, als wollten sie den Schmerzensschrei und die Klage der Wehmuth zurückhalten.

„Das ist keine glückliche Braut," murmelte das Volk und drängte immer näher heran, um sie zu sehen, wie sie jetzt langsam an dem Arm des Bräutigams dahinschritt.

Aber nun ward die Aufmerksamkeit des Volks abgelenkt von ihr auf die Gestalt hin, welche dem Brautpaare folgte.

Ein kleiner, schlanker Herr, ganz gekleidet in der Art, wie zu den Zeiten Ludwigs XVIII. die Herren des vornehmen legitimistischen Adels in den Sälen der Tuilerien zu den Hoffesten erschienen. Ein goldgestickter Seidenrock mit langen Schößen, darunter eine kurze Weste von weißem Atlas mit Goldstickerei, kurze seidene Unterkleider, an den Knien mit Atlasbändern zusammengehalten, die in Schleifen an beiden Seiten über die seidenen Strümpfe niederfielen, fast bis auf die Schuhe mit den Brillantschnallen; die weißgepuderte Perrücke thronte in zierlichem Gelock auf dem Haupte dieser seltsamen Erscheinung, und den dreieckigen Klapphut hielt er fest unter dem Arm gepreßt. Um so seltsamer war die Erscheinung dieses Mannes, da mit dem altmodischen Anzug, der an das vergangene Jahrhundert gemahnte, der Ausdruck und das Aussehen wenig paßte.

Er mochte ein Mann von wenig mehr als funfzig Jahren sein, geboren also zu einer Zeit, da das Kaiserthum des ersten Napoleon in Frankreich florirte und sicherlich hatte er dieses Hofkleid nicht selber getragen, sondern Form und Schnitt nur geerbt von seinem Vater, der vielleicht an dem Hofe König Ludwig XVI. eine bedeutende Rolle gespielt haben mochte.

Ueber der Weste trug er das blaue Band des Ludwig-Ordens, der mit den Bourbonen und den Lilien von Frankreich erloschen war und der Tricolore hatte weichen müssen.

Das Volk, welches diese lebendige Erinnerung an die Vergangenheit und das alte königliche Frankreich mit Staunen und Neugierde betrachtete, begriff nun, weshalb die Trauung in der Kirche der alten Pairs von Frankreich stattfand, und wenn man auch den Namen des Herrn nicht wußte, welcher eben eintrat hinter dem Brautpaar, so sagte doch Einer es dem Andern: „das ist Einer aus der großen alten Zeit. Aus der glücklichen Zeit, da es noch Könige von Frankreich gab!"

Aber das Geflüster verstummte immer bald wieder, wo es einen Augenblick höher ertönte; denn überall begegnete man den forschenden, lauernden Blicken

irgend eines verkleideten Polizisten und Sergeanten und das Volk wußte wohl, daß die Hände dieser Beamten des Herrn Pietri rasch greifen und fest halten, was sie gegriffen haben.

Ein Pair von Frankreich, ein Ludwigsritter und er wagt es, in der Tracht des alten Frankreichs zu erscheinen! Er trägt einen Ludwigs-Orden, das ist eine Verspottung unserer heutigen Regierung, das ist ein Hohn gegen den Kaiser!

Sie sagten es nicht mit ihren Lippen zu einander, sie sagten es nur mit ihren Augen, die einander zuwinkten, und mit den Blicken, die sich verstanden, und blieben in dicht gedrängten Massen stehen, um noch einmal beim Heraustreten das Brautpaar zu sehen, den Bräutigam mit dem Großcordon der legion d'honneur und den Vater der Braut mit dem blauen Bande des Ludwig-Ordens.

Drinnen in der kleinen Kapelle standen mit ernsten Mienen die Vertreter und Träger des alten Adels von Frankreich, nur Männer, Greise, alle fast angethan in der Art des Brautvaters, in der Tracht vergangener Zeit! Alle die Brust geschmückt mit dem Ludwigs-Orden, alle zu Denjenigen gehörend, welche es verschmäht hatten, dem Kaiserreiche zu huldigen und

Dienste zu nehmen am Hofe des „Usurpators," wie sie in den Sälen ihrer alten Paläste, wenn sie mit den Freunden zusammen waren, nur den Kaiser Louis Napoleon zu bezeichnen pflegten.

Die Damen des St. Germain hatten es verschmäht, selbst dies kleine Zugeständniß zu machen und Zeuge zu sein bei der Trauung einer Braut des legitimistischen Adels mit einem Manne des neuen modernen Frankreichs, einem Manne von Nichts, einem Manne ohne Ahnen und ohne Würden, einem Faiseur des heutigen Empire!

Als die Braut an der Hand ihres Bräutigams jetzt eintrat in die Kapelle, schritten die Herren des alten Frankreichs zu ihr hin, reichten ihr die Hand und neigten sich vor ihr. Den Bräutigam schien aber Niemand zu sehen, Niemand begrüßte ihn, Niemand reichte ihm die Hand! Seine Wange wurde bleich; aber seine blauen Augen flogen mit einem forschenden und ruhigen Blick über die Gesichter der stolzen Aristokraten hin und nicht einen Moment fühlte er sich beschämt oder verwirrt, wie es schien von dieser Nichtachtung seiner Person.

Jetzt trat der Vater der Braut hinter dem Braut-

paar ein und nun eilten alle die Aristokraten zu ihm hin und reichten ihm die Hand.

„Willkommen, Marquis d'Alme, willkommen in der Heimath! Sie sehen, wir sind Alle Ihrem Rufe gefolgt! Das alte Frankreich ist treu und hält an seinen Schwüren! Willkommen, Marquis d'Alme!"

Er reichte Allen die Hand und hatte für jeden ein Wort der Begrüßung, für manchen ein hastig leises Gemurmel des Vertrauens, eine Parole, welche jedem bezeichnete, daß der Marquis zu den geheimen Freunden und Brüdern irgend einer Gemeinschaft und revolutionären Gesellschaft gehörte.

Jetzt aus dem kleinen Nebengemache trat der Priester ein in die Kapelle, gefolgt von den Chorknaben, welche die Weihkessel schwenkten, und dem Sacristan, der das heilige Buch auf dem seidenen Kissen trug. Auch der Priester erschien in der Kleidung und dem Talar, wie es Sitte gewesen in dem alten Frankreich und auf einen Augenblick konnten Alle, die in der Kapelle sich befanden, sich versetzt glauben in die alten Zeiten, in die Vergangenheit, wo das Königthum thronte in den Tuilerieen, wo die Lilien der Bourbonen herrschten über Frankreich und

die Bienen noch nicht in ihren Kelch eingedrungen waren, um die Blüthe zu zerstören und zu vernichten.

Ja, das war das alte Frankreich, das Frankreich der Legitimisten, deren König einsam und verlassen, vergessen in Frohsdorf weilt und nur von seinen besoldeten Dienern noch als König angeredet wird.

Auch die Trauung war nach dem alten Ritus und der alten Weise der katholischen Kirche von Frankreich.

„Wer giebt die Braut dem anwesenden Bräutigam?“ fragte jetzt der Priester mit lauter Stimme.

Da trat der Marquis d'Alme heran und antwortete: „Ich, der Marquis d'Alme, Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig, Großhofmarschall Sr. Majestät des Königs Heinrich V. von Frankreich, ich gebe die Braut, Mademoiselle Aurelie d'Alme, dem Bräutigam.“

„Wer führt den Bräutigam seiner Braut zu?“ fragte der Priester.

Eine Todtenstille trat ein, Niemand gab Antwort auf die Frage.

Da hob der junge Mann, dem vielleicht diese Formel des alten Frankreichs nicht bekannt gewesen, oder dem man sie mit Absicht verschwiegen hatte, da hob der junge Mann das Haupt stolzer empor, schaute

mit einem ruhigen Blick auf die Herren des alten Frankreichs hin und erwiderte mit lauter Stimme: „Ich selber gebe mich meiner Braut, der Mademoiselle Aurelie d'Alme, ich bin mein eigener Brautführer, ich allein!" Trotzig und drohend fast war der Blick, mit welchem er die letzten Worte sprach.

Der Priester setzte die Trauung fort, legte die Hände des Brautpaars in einander, wechselte die Ringe und forderte von den nun Getrauten das bindende Ja.

Er sprach es mit lauter, fester Stimme aus, Aurelie leise und zitternd; aber doch war es gesprochen das bindende „Ja."

Mit diesem leisen Hauche sank nun die Vergangenheit hinter ihr nieder und Mademoiselle Aurelie d'Alme, die Tochter des Marquis d'Alme, verließ nun als Madame Pandère an der Hand des Gemahls die Kapelle des Palais Luxembourg, um in Begleitung ihres Vaters ihren Einzug zu halten in das glänzende Hotel auf dem Boulevard, welches der Bräutigam seiner Braut als Morgengabe dargebracht.

Achtes Capitel.

Der Palast des Luxus.

Eine Schaar von Dienern, von goldbetreßten Lakaien, geputzten Kammermädchen, daneben der Groom und die Köche in ihren weißen Schürzen und Kappen standen auf dem innern Hausflur und schauten andachtsvoll hinaus nach dem Gitter, welches den Vorhof des Palastes abschnitt von der Straße.

Nun donnerte die Equipage des Hausherrn Monsieur Pandère durch das Thor heran und hielt vor dem Hotel.

Der Portier mit seinem breiten Bandelier über der Schulter und dem goldenen Stab in der Hand, stand wie eine Schildwache neben der Thür, und die Lakaien und Diener, die Zofen und Mägde ordneten sich zu einem Spalier zu beiden Seiten der Thür.

Nun schritt am Arme ihres jungen Gemahls

und gefolgt von dem Marquis die Braut in das Palais hinein.

Mit einem wehmüthigen, freundlichen Blick grüßte sie zu beiden Seiten hin, und die Kammerfrauen hatten mit ihrem scharfen Blick schnell in dem Angesichte der jungen Frau gelesen.

„Sie ist nicht glücklich!" flüsterte Eine der Andern zu, als die weiße Robe der Braut in dem Innern des Hauses verschwand.

„Sie hat sich kaufen lassen!" murmelte eine Andere. „Diese Herren vom alten, vornehmen Adel Frankreichs verkaufen ihr Wappenschild sehr theuer an die neu gebackenen Adeligen!"

„Ja," sagte die Andere, welche lange bei einer alten Marquise servirt hatte und etwas von ihrer legitimistischen Gesinnung angesteckt war, „Ja, und der neugebackene Adel ist sehr glücklich, wenn er ein neues Wappenschild mit seinen Millionen kaufen kann! Sie sollen sehen, Mademoiselle, Herr Pandère wird sich nächstens in einen Baron umwandeln, und wir werden das Glück haben, Madame la Baronne zu den Hoffesten nach Compiègne zu begleiten!"

„Ah, das wäre herrlich!" rief die Andre entzückt, „Sie wissen doch, ma chère, auf sechs Tage lautet

immer die Einladung und an jedem Tage wird viermal Toilette gemacht, und niemals darf eine Robe in diesen sechs Tagen zweimal erscheinen! Das macht also für sechs Tage vierundzwanzig neue Roben! Nun, die Kasse des Monsieur Pandère wird einige Erleichterungen erhalten durch unsre schöne Madame, geborne Marquise d'Alme!" —

Das war der Glückwunsch, mit welchem die Dienerinnen die junge Frau willkommen hießen in ihrem Hause! Sie freuten sich auf die Roben und den Glanz der Feste, und nicht mit Einem Worte der Theilnahme gedachten sie Derjenigen, die jetzt am Arme des Gemahls, zur Seite des Marquis die mit Teppichen belegte Treppe hinaufschritt und nun durch die lange Reihe der köstlich aufgeputzten Gemächer dahinging.

„Ich hoffe, meine schöne Gemahlin wird zufrieden sein," sagte Pandère, indem er jetzt eine Portiere von schwerem Sammet zurückschlug und die Thüre öffnete.

„Dies hier sind die Privatgemächer für Sie, Madame, und sie werden für mich ein Paradies sein, wenn Sie mir erlauben wollen, recht oft zu Ihnen zu kommen!"

Aurelie antwortete nichts, sondern nickte ihm mit einem leisen Lächeln zu und schritt dann hinein in dieses „Paradies," das sich vor ihr aufthat.

Ja, in der That ein Paradies des Luxus und der Eleganz war es! Mit seidenen Tapeten waren die Wände überzogen, mit gleichen seidenen Stoffen die Möbel von Rosenholz, ausgelegt mit Platten und Schildern von Sèvres-Porzellan, die mit kunstvoller Malerei geschmückt waren, große Spiegel aus den ersten Fabriken von Messiere, in breitem Rahmen, Meisterwerke der Schnittkunst glänzten an den Fensterpfeilern. Mit einem türkischen Teppich von auserlesener Schönheit war der Fußboden bedeckt; und ringsum auf den Marmortischen und Etagèren standen alle die Gegenstände des Luxus und der raffinirten Eleganz, mit denen heut zu Tage die Wohnzimmer der Damen überladen werden.

Aber alle diese Nippes waren Kunstwerke, hervorgegangen aus den ersten und renommirtesten Kunsthallen von Paris; marmorne und bronzene Statuetten; Kästchen von Boule, mit Silber und Gold ausgelegt; Schränke von florentinischer Mosaik, Vasen von Sèvres-Porzellan, und dazwischen die reizenden, kleinen Statuetten von echtem Silber, nach den Mustern des

Benvenuto in getriebener Arbeit kunstvoll ausgeführt; Gemälde von Meissonier und de la Roche, Horace, Vernet und Gudin hingen in kostbaren Goldrahmen an den Wänden, und auf dem großen runden Marmortisch in der Mitte lagen kostbare Albums, in denen sich Sammlungen von Aquarellgemälden der ersten Maler von Paris befanden.

„Vraiment!“ rief der Marquis entzückt in diesem Tempel des Luxus umhertänzelnd, „vraiment, mein lieber Schwiegersohn, ich mache Ihnen mein Compliment! Selbst in den großen Zeiten des ancienne régime und des wahren Königthums konnte das Boudoir einer Fürstin nicht herrlicher geschmückt sein, als dieses Boudoir meiner Tochter hier. Sage selbst, Aurelie, hast Du eine solche Pracht und einen solchen Luxus schon gesehen? Du, welche doch die Tochter des einst so reichen und angesehenen Marquis d'Alme bist!“

Ein trauriges Lächeln glitt über das bleiche Angesicht Aureliens hin. Sie gedachte der elenden Kammer, in welcher sie manches Jahr mit ihrer armen Mutter gelebt, gelitten und gehungert hatte! Sie gedachte der trüben Jahre ihrer Kindheit; dann auch erinnerte sie sich des Jahres ihrer Schmach und Dienstbarkeit im Hause der russischen Gräfin, wo sie am

Tage im Salon ihre Stelle gehabt und Abends, als die Dienerin der Gräfin mit einer elenden, öden Kammer als Wohnung sich hatte begnügen müssen.

Ja, sie gedachte alles dessen, und doch war sie nicht freudiger in ihrer Seele, wenn sie die vergangene Noth verglich mit der Pracht, die sie hier umgab.

„Wie viel glücklicher,“ klagte sie in ihrem Herzen, „wie viel glücklicher würde ich sein mit Ihm in einem einfachen, bescheidenen Stübchen, als hier mit dem ungeliebten Manne in der prachtvollen Umgebung.

„Du antwortest mir nicht,“ sagte der Marquis lächelnd, indem er ihre Hand nahm und sie bedeutungsvoll drückte, „Du antwortest mir nicht, meine Tochter? Du scheinst ganz bezaubert von alle Dem, was Dich hier umgiebt, und die Bezauberung macht Dich sprachlos. Nicht wahr, so ist es?“

„Ja,“ murmelte sie leise, „so ist es.“

Die klaren, blauen Augen des jungen Mannes waren bei diesen Worten fest auf sie gerichtet und ein seltsames Lächeln glitt über seine Züge hin.

Der Marquis fing dieses Lächeln auf.

„Sie müssen nicht glauben, mein theurer Schwiegersohn, daß Ihre junge Frau immer so still und schweigsam ist. Nur die Bedeutung und Wichtigkeit

dieses Tages läßt sie heute so erscheinen. Sie werden bald sehen, daß sie eine sehr heitere junge Dame ist, und daß sie es versteht, die Honneurs Ihres Hauses mit Würde und Grazie zu machen."

„Und nun, meine Kinder," fuhr der Marquis mit einem herablassenden Tone fort, „nun wollen wir ein Wort, ein herzliches und aufrichtiges Wort mit einander sprechen. Setzen wir uns hier auf den Divan, der wirklich mit seinem goldbrokatenen Ueberzug zum Lager einer Fee bestimmt scheint! Setzen wir uns auf denselben, und plaudern wir ein wenig."

Er führte seine Tochter zu dem Divan hin und setzte sich mit ihr nieder, während er mit einer gnädigen, herablassenden Handbewegung auf den Fauteuil hindeutete, der neben dem Divan stand.

Der Banquier setzte sich, und seine Augen waren immer noch auf das Angesicht seiner jungen Frau gerichtet und schienen in dem Innersten ihrer Seele lesen zu wollen. Sie aber saß da mit niedergeschlagenen Augen gedankenvoll und schweigsam.

„Meine Kinder," sagte der Marquis, „ich habe Euch nur wenig zu sagen, aber es ist immer gut, wenn man sich verständigt mit einander! Sie wissen, mein Herr Schwiegersohn, welch ein glücklicher Zufall unsere

Bekanntschaft vermittelte. Ich hatte die Ehre, Ihnen auf der Reise nach Italien zu begegnen. Wir wurden bald bekannt miteinander, und in der Vertraulichkeit eines regnerischen Abends, da wir nichts anzufangen wußten und im Hotel in Siena trübselig beieinander saßen, bekannten wir uns unsere politischen Gesinnungen und entdeckten bald, daß wir ganz verschiedener Ansicht waren. Sie schwärmten für das neue Kaiserreich, welches einem Manne von tüchtigem Verstande und kühnem Speculationsgeiste eine glänzende Laufbahn eröffnete, und ich verabscheute dieses neue Kaiserreich, welches seinen legitimen König aus seinem Lande verbannte und ihn zu einem Fremdling in seinem Vaterlande machte. Aber dennoch gab es manchen Punkt der Verständigung unter uns, denn wir waren zu wohlerzogene Politiker, als daß die verschiedenen Ansichten für uns zu Streitpunkten geworden wären, und in einem Punkte trafen wir zusammen: Sie gestanden mir, daß Sie Ehrgeiz genug besäßen, an dem Hofe zu Paris eine Stelle einnehmen zu wollen, und ich gestand Ihnen, daß ich es satt hätte, in der Fremde umherzuirren, und daß ich leider so weit gekommen sei, alle Hoffnung für meinen König, das heißt alle Revolutionspläne aufzugeben. Ich ge-

stand Ihnen ferner, daß ich mein ganzes Vermögen geopfert hätte im Dienste meines Königs und nichts weiter besäße, als meinen glänzenden Namen und mein Wappen, das freilich mehr werth ist als Millionen.

„Sie sagten mir, daß Sie Millionen besäßen und gern einen Theil derselben hingeben möchten für mein Wappen und meinen Namen. Darauf verständigten wir uns bald und als ich Ihnen von meiner schönen Tochter erzählte, von dem Liebling meines Herzens, nach welchem ich mich beständig sehnte und welche ich in der unglückseligen Dürftigkeit meines erlauchten Hauses nicht bei mir haben konnte, da erglühte Ihr junges, schwärmerisches Herz in solcher Zärtlichkeit für diese Ihnen unbekannte junge Dame, daß Sie mich mit glühender Leidenschaftlichkeit um die Hand meiner Tochter baten.

„Ich sagte sie Ihnen zu, weil ich wußte, daß Aurelie nicht nur eine gehorsame Tochter, sondern daß ihr Herz noch unberührt war von jeder Liebe und, wie ein weißes Blatt, nur wartete, daß ihr Vater einen Namen auf dasselbe schreibe: den Namen ihres Gemahls.

„Du hörst doch, meine geliebte Tochter?“ wandte

sich der Marquis an seine Tochter, welche gesenkten Hauptes und mit geschlossenen Augen dasaß.

Sie hob langsam den Blick zu ihrem Vater empor.

„Ich höre. Fahren Sie nur fort, mein Vater."

„Es bleibt nur noch wenig zu sagen," lächelte der Marquis. „Wir machten, so groß war die vertrauensvolle Liebe Deines Gemahls, liebe Tochter, wir machten den Heirathscontract, bevor Monsieur Pandère etwas Anderes von Dir gesehen, als die kleine Photographie, welche ich beständig auf meinem Herzen trage, und bei deren Anblick Dein Gemahl entzückt war. Wirklich, Du kannst zufrieden sein mit dem Eindruck, den Du auf ihn gemacht hast, und dieses Entzücken manifestirte sich in dem Heirathscontract, den er freiwillig aufgesetzt und mir zur Ansicht übergab. Meine schöne Aurelie, Dein wirklich großmüthiger und freigebiger Gemahl hat Dich, für den Fall seines Todes, zu seiner alleinigen Erbin eingesetzt, mit Ausnahme der kleinen, doch nein, ich will nicht undankbar sein, der ziemlich bedeutenden Rente, welche mir mein würdiger Schwiegersohn von dem Tage seiner Verlobung an, ausgesetzt hat und die mir zu freier Verfügung bleibt bis zu meinem Tode!"

„Der hoffentlich noch recht lange fern bleiben

wird!" sagte Monsieur Pandère, mit einem verbindlichen Neigen seines Hauptes.

„Ich hoffe es auch," sagte der Marquis, „denn es giebt für mich noch vielerlei zu thun auf dieser Welt. Vor allen Dingen habe ich die schöne Aufgabe, das Glück meiner Kinder zu beobachten und mich desselben zu freuen. Ich werde vorläufig in Paris bleiben. Aber es scheint mir nicht angemessen, daß wir in einem und demselben Hotel wohnen und ich habe mir schon im Faubourg St. Germain ein allerliebstes kleines Häuschen gemiethet. Sie waren doch so freundlich, mein lieber Schwiegersohn, für mich die Negociation zu übernehmen?"

Herr Pandère nickte. „Ja, Herr Marquis, ich habe auf drei Jahre den Miethscontract abgeschlossen und auf ein Jahr im Voraus bezahlt. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich dies als ein kleines Hochzeitsgeschenk betrachte, und wir reden nicht weiter davon!"

„Sehr gut," sagte der Marquis, mit einem gnädigen Kopfneigen, „Sie haben auch ein wenig für die Ausstattung des kleinen Hauses gesorgt?"

„Ich habe mir erlaubt, meinen Tapezier hinzuschicken und ich hoffe, es wird Alles zu Ihrer Zufriedenheit besorgt sein."

„Und die Rechnungen für die Ausstattung?" fragte der Marquis.

„O," lächelte Herr Pandère, „wir werden an diesem Tage, der mich zum glücklichen Gemahl Ihrer Tochter erhebt, nicht von solchen Kleinigkeiten sprechen, Herr Marquis!"

„Ich danke Ihnen, mein lieber Schwiegersohn," sagte er mit einem freundlichen Lächeln, „ich werde mich erkenntlich beweisen für Ihre echt kindliche Aufmerksamkeit. Sie wissen, der Kaiser hat mir eine bedeutende Charge an seinem Hofe anbieten lassen, und ich habe mir vorbehalten, mich über die Annahme zu entscheiden. Ich werde heute noch darüber mit einigen meiner Freunde conferiren, und wenn dieselben mir die Annahme gestatten, das heißt: mich ferner als ihren Freund ansehen und mich nicht aus ihren Salons verbannen, werde ich die Charge annehmen. Dann, mein lieber Schwiegersohn, wird es meine erste und freudigste Sorge sein, Sie beim Kaiserhofe zu introduciren. Dies aber wird nur das Vorspiel sein, von dem, was ich weiter beschlossen! Der Name St. D'Alme soll nicht aussterben! Ich will ihn erhalten wissen, und wer könnte ihn besser erhalten, als ein so edler, großmüthiger, junger Mann! Ja, ich hoffe, daß der

Kaiser es mir gestatten wird, meinen Schwiegersohn mit meinem glänzenden Namen und Wappen auszustatten! Und dann, mein lieber Monsieur Pandère, dann sind wir quitt! Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen wünschte! Nun haben wir uns vollkommen verständigt und nicht wahr, es ist für Dich, meine Tochter, eine schöne, erfreuliche Aussicht, daß Du nicht lange mehr Madame Pandère heißen wirst, sondern als Marquise Deinen Platz einnehmen wirst in den Tuillerien? Die nächste an dem Throne, wie Deine Vorfahren schon seit Jahrhunderten dies Vorrecht besessen, daß sie an den großen Hoffesten der Ehre eines Tabourets gewürdigt wurden, und daß sie bei den kleinen sowohl wie bei den großen Levers der Königin ihr Entree hatten.

„Freilich!" setzte der Marquis mit einem verächtlichen Achselzucken hinzu, „von allen diesen Dingen versteht man nichts am Hofe des Empereur-Parvenu! Ach, ich werde wohl die schwere Pflicht üben müssen, wenn ich die angebotene Charge annehme, diese Kaiserin von heute zu unterrichten in der Etiquette und dem Ceremoniell, wie es dem Hofe von Frankreich angemessen und ziemlich ist! Du wirst mir dabei behülflich sein, meine Tochter, denn Du kennst das alte

Ceremoniell, und Dein edler, angeborner Tact wird die Marquise D'Alme lehren, wie sie sich zu benehmen hat, und welches die Pflichten einer grande dame und einer Dame du Palais des Hofes sind. Nicht wahr, meine Tochter, Du freust Dich schon auf die Zeit, wo Du am Hofe erscheinen wirst und Dich macht die Aussicht glücklich, daß Du bald Deinen bürgerlichen Namen vertauschen wirst mit dem alten Namen unseres Hauses?"

„Mein Vater," sagte sie mit leiser Stimme, „ich kann in diesem Momente nicht darauf Antwort geben! Nur scheint es mir, daß ich den Namen, den ich jetzt führe und dessen Träger, wie Sie selbst sagen, ein so achtungswerther, edler Mann ist, nicht mißachten darf, sondern daß ich ihn, da ich ihn trage, hochachten muß! Was über uns Ihre Güte ferner beschlossen hat, und ob Herr Pandère Ihren Namen annehmen will, darüber bleibt ihm allein die Entscheidung überlassen! Ich füge mich Ihrem Willen und will nur sagen, daß für mich der Name nicht so bedeutungsvoll ist."

Eine Wolke flog über die Stirne des Marquis hin und seine Augenbrauen zogen sich zusammen.

„Das gefällt mir nicht, meine Tochter, gefällt mir ganz und gar nicht! Es würde mir leid thun,

wenn die Tochter den Ehrgeiz meiner Ahnen nicht hätte, der ihr und ihrem edlen Geschlechte geziemt. Mein Herr Schwiegersohn wird es mir nicht übel deuten, wenn ich ihm gestehe, daß ich nicht damit zufrieden wäre, wenn der Name meines Hauses unter dem Banquierschilde seines Geschäftshauses verschwinden sollte! Nein, das darf nicht sein! Ich hoffe, daß ich sehr bald das Wappenschild der St. D'Alme auf der Equipage meiner Tochter in neuem Glanze werde leuchten sehen! Dieses Streben wird mich wahrscheinlich veranlassen, die Hofcharge anzunehmen, denn sie erleichtert mir die Aufgabe, die ich mir gestellt, und ich werde erst glücklich sein und beruhigt über das Schicksal meiner geliebten Tochter, wenn ich Sie, mein lieber Schwiegersohn, als jungen Vicomte D'Alme begrüßen kann!

„Und jetzt," fuhr der Marquis fort, indem er sich erhob, „jetzt will ich das junge Ehepaar der Einsamkeit überlassen, nach welcher sie sich ohne Zweifel sehnen! Wir bedürfen nach der Aufregung des heutigen Tages der Ruhe und Sammlung und ich gestehe, daß ich ein wenig neugierig bin auf mein petite maison im Faubourg St. Germain! Auch habe ich, wie Sie wissen, zu jener Besprechung einige Freunde

zu mir geladen und es würde ein entsetzlicher faux pas sein, wenn ich sie warten ließe! Lebe wohl, meine Tochter, ich grüße Dich als die Herrin dieses Palastes und ich hoffe, Du wirst Dich bemühen, das Glück Deines Gemahls in jeder Hinsicht zu machen!"

Er umarmte sie und drückte einen Kuß auf ihre zitternden Lippen.

Sie antwortete nichts, sondern geleitete nur mit ihrem Gemahl den Vater durch die Gemächer bis zu der Treppe hin.

Dort blieb sie stehen und schaute der seltsamen, altmodischen Gestalt nach, welche jetzt zierlich und behende die Marmorstufen hinunterstieg zwischen den Statuen, Lorbeerbüschen und blühenden Topfgewächsen, die zu beiden Seiten auf der Balustrade der Treppe aufgestellt waren.

Dann als die Gestalt verschwunden war, wandte sie sich langsam um und ihr Blick begegnete dem Auge des Gemahls, das mit einem sanften Ausdruck auf sie gerichtet war.

„Sie erlauben mir doch, Sie in Ihre Gemächer zurückzuführen?" fragte Herr Pandère mit leiser Stimme.

Sie nickte und legte ihre Hand auf den dargebotenen Arm des Gemahls.

Schweigend, lautlos schritten sie nun den Corridor wieder hinunter und kehrten zurück zu den glänzenden Sälen.

„Ich habe nicht gewagt, Ihnen heute schon Gesellschaft einzuladen!“ sagte Herr Pandère, während sie dahinschritten durch die Reihe der Gemächer, in welchen man nichts als das Schallen ihrer Schritte vernahm und das Rauschen der weißen Atlasschleppe, die lang hinter der Braut herwallte. „Es hat freilich etwas Trostloses, diese Festsäle so menschenleer zu sehen, indessen wagte ich nicht, Ihnen durch Einladungen einen Gesellschaftskreis gewissermaßen aufzudrängen, der Ihnen nicht behagen möchte! Ich überlasse das Ordnen desselben ganz Ihrer Wahl, oder . . .“ fuhr er nach einer Pause fort, da sie nicht antwortete, „oder Ihrem Herrn Vater!“

„Sie thun wohl daran!“ sagte sie, „mein Vater versteht sich auf solche Dinge besser, als ich! Mit ihm mögen Sie darüber berathen!“

Sie waren jetzt wieder eingetreten in das Boudoir und der Banquier bot jetzt abermals Aurelien den Arm.

„Sie haben noch nicht alle Theile Ihres Reiches

geschaut und durchwandert," sagte er, „ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich Sie noch etwas weiter führe."

Sie nahm wieder seinen Arm und folgte ihm. Er öffnete die vergoldete Thür eines Gemaches und trat mit ihr ein. Das war das Toilettenzimmer und Alles, was eine Dame der ausgesuchtesten Eleganz, des höchsten Reichthums nur begehren kann, war da auf den Sesseln und Stühlen und den Kleiderständern ausgebreitet. Die prachtvollsten Roben mit Spitzengarnituren, welche das Vermögen manches wohlhabenden Mannes übersteigen mochten, kostbare Shawls, echt persischen Ursprungs, Blumen und Coiffüren von Madame Victorine, der ersten Modistin von Frankreich, und die auserlesensten, phantastischen Roben vom Kleiderkünstler Worth, welche das Entzücken der vornehmen Pariserinnen sind und um derentwillen schon mancher Banquier den Ruin seines Hauses zu beklagen gehabt hat. Monsieur Pandère deutete mit einer leichten Handbewegung auf diese Roben hin.

„Ich bitte, Madame, wollen Sie diese Robe hier, ich meine diese hier von weißem Atlas mit Goldstickerei und Goldspitzen ein wenig in's Auge fassen! Monsieur Worth schwur mir, daß er sie mir nicht für ein Königreich überlassen könnte, sie sei für die Königin

von Spanien bestimmt, und keine Dame in der ganzen Christenheit könne sich rühmen, eine ähnliche Robe zu besitzen! Sie können denken, daß mich das reizte und daß ich Alles daran setzen mochte, diese ureinzige Robe meiner Gemahlin zu verschaffen!"

Aurelie warf einen flüchtigen Blick hin auf diese Robe und nickte leicht. „Sie ist wirklich sehr schön," sagte sie, „ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit!"

„Und ich . . ." sagte er lächelnd, „für die Gleichgültigkeit, mit welcher Sie das sagen! Es beweist mir, daß Sie den Damen der Pariser Gesellschaft nicht ganz gleichen und eine solche Robe nicht als ein unentbehrliches Glück mit Jauchzen begrüßen! Ich sehe also, daß ich mich nach den Schilderungen Ihres Vaters nicht in Ihnen getäuscht habe! Sie meinen, daß es auf Erden noch ein höheres Glück giebt, als das, welches äußerer Prunk und Eleganz zu bieten vermag!"

Sie nickte leise und schritt am Arm ihres Gemahls hin durch das Gemach, an dessen Wänden eine Reihe der glänzendsten Roben hingen, für welche manche der ersten Damen der Pariser Gesellschaft ihre Ehre, ihre Liebe freudig möchten hingegeben haben.

Aus dem Toilettenzimmer führte Herr Pandère

seine junge Gemahlin in das daneben befindliche Badezimmer.

„Ich hoffe, daß Ihnen dies gefallen wird!“ sagte er, „Ihr Herr Vater erzählte mir, daß Sie in Rom gelebt und da dachte ich, es möchte Ihnen eine Erinnerung an die Stadt der Städte, an das ewige, herrliche Rom, willkommen sein! Ich habe das Badezimmer hier genau einrichten lassen nach dem Badezimmer der Fürstin Borghese, der schönsten Schwester des großen Kaisers, das noch heute ganz unverändert erhalten ist. Sie kennen es doch?“

„Ja, ich kenne es, und bewundere Ihren Geschmack und die Acuratesse, mit welcher Sie den Tempel des auserlesenen Luxus, wie man das Badezimmer der Fürstin Elisa zu nennen pflegt, copirt haben!“ sagte Aurelie, indem sie ihren Blick langsam hingleiten ließ über die Pracht dieses Gemaches, über den köstlich ausgelegten Mosaikfußboden, über die silberne Badewanne mit getriebenen, künstlichen Figuren; über die großen Spiegel, die rings in dem runden Gemach die Wände bedeckten und die Gestalten, die in demselben sich bewegten, hundertfach wiedergaben; über die Toilette, welche in silbernen Büchsen von ciselirter Arbeit alles enthielt, was eine elegante Dame des

heutigen Frankreichs zu ihrer Toilette bedarf; über das Ruhebett, das überzogen war mit Spitzenfonds, unter welchem der rosa Atlas hervorschimmerte; über den Kamin, auf dessen Sims von weißem Marmor Vasen und Nippes von Gold und kunstvoller Arbeit aufgestellt waren.

„Gehen wir weiter," sagte Herr Pandère, mit seinem freundlichen milden Lächeln, indem er an einem der Spiegel an einer verborgenen Feder drückte und der Spiegel sich nun als eine Thüre darstellte, die mit leisem Geräusch in die Wand zurückrollte.

Sie traten jetzt ein in einen andern Raum, einen Raum, der wie ein Feenpalast anzuschauen war, duftig und zart, mit wunderbarer Ausschmückung. Ganz mit rosa Seide und zartem Spitzengewebe waren die Wände decorirt, zuweilen nur zwischen den Draperien schaute gleichsam wie aus einem Fenster ein lieblicher Mädchenkopf hervor, in so kunstvoller Malerei, daß man den Schein für die Wahrheit, die Kunst für das Leben hätte nehmen können.

In den Ecken der Wände schwebten goldene Amoretten, Rosenkränze in den Händen haltend, durch welche die Draperien in kunstvoller Verschlingung sich hindurchzogen. Ein Teppich, zart wie gefallener

Schnee, bedeckte den Fußboden, bestreut mit Rosenbouquets von so kunstvollem Gewebe, daß man meinte, sie aufheben zu können, um ihren Duft einzuathmen.

An der einen Seite des Gemachs befand sich eine Nische, prachtvoll decorirt mit Festons und Draperien von rosa Seide, über welche der Duft kostbarer Spitzen niederfloß.

In der Nische auf einer Estrade stand das Lager für die Huldgöttin dieses reizenden Feengemachs, ein Bett von Rosenholz mit kostbarer Schnitzerei und Goldverzierung. Die weichen, luftigen Betten von Eiderdaunen, überzogen mit Seidenzeug und mit Spitzen garnirt. Eine schwere rosa Atlasdecke mit breiten Points besetzt, lag zu Füßen des Bettes und Pantoffel, gestickt mit Perlen und Brillanten, standen vor demselben. Dicht neben der Nische befand sich eine Chaise longue, eben so decorirt, mit rosa Atlas und Spitzen, wie alles Uebrige in diesem köstlichen duftigen Raum.

Zu dieser Chaise longue führte Monsieur Pandère seine junge Gemahlin hin, er selber aber nahm ein kleines Tabouret und setzte sich an ihre Seite.

Neuntes Capitel.

Das erste tête à tête.

„Jetzt, meine theure, geliebte Gemahlin," sagte Herr Pandère mit sanfter Stimme, „jetzt sind wir in dem Allerheiligsten meines Hauses und hier in diesem Gemache, welches gleichsam der Altar ist, auf welchem ich alle meine Gedanken, meine Wünsche niederlege, wollte ich der Göttin dieses Raumes die Beichte meines Herzens und meines ganzen Daseins ablegen. Wollen Sie mir das gestatten?"

Sie nickte leise mit dem Haupte. „Unsere Beichte wird gegenseitig sein," sagte sie dann, „auch ich habe Ihnen zu bekennen von meinem Herzen, meiner Vergangenheit und . . ."

„Nein," unterbrach er sie mit einer raschen, abwehrenden Bewegung seiner Hand, „die Göttin läßt sich nie herbei, den Sterblichen zu beichten und die

heiligen Geheimnisse ihres Herzens gehören nur dem höchsten Gott, nie den niedrig gebornen Sterblichen! Nur mir geziemt es, Ihnen zu beichten und ich verspreche Ihnen," fügte er mit einem Lächeln hinzu, „ich verspreche Ihnen, daß meine Beichte nicht zu lang sein wird und daß sie die Luft dieses keuschen Raumes nicht verletzen wird. Erlauben Sie mir also zu sprechen."

„Srechen Sie, mein Herr," sagte sie und zum ersten Mal schaute Aurelie mit einem tiefen Blick der Theilnahme in sein Angesicht empor, „ich bin begierig zu hören, was Ihnen beliebt, mir sagen zu wollen."

„Was mir beliebt," wiederholte er mit einem leisen Neigen seines Hauptes. „Ich möchte mein ganzes Herz, meine ganze Seele vor Ihnen darlegen, denn Ihr Herr Vater hat Ihnen die Wahrheit gesagt, ich habe Sie wirklich geliebt von dem ersten Moment an, da er mir Ihr Portrait zeigte, ein kleines, unscheinbares Portrait war es und doch so viel bedeutend, so wunderbar ergreifend für mich. Mein Herz schlug laut auf, wie es nie zuvor geschlagen, als ich diesen schönen Kopf sah und ich sagte mir: glückselig und beneidenswerth muß der Mann sein, der ein solches Götterbild in sein Haus führt und es damit

umwandelt zu einem Tempel, in welchem er der Schönheit, der Anmuth und der Güte einen Altar errichtet. Gebe ein gütiges Geschick, daß mein Haus der Altar sei, den ich ihr errichten kann!"

„Sie haben nach dem, was Ihr Herr Vater vorhin zu uns sprach, natürlich mit Verachtung und leisem Hohn gedacht, daß der arme Sterbliche, welcher vor Ihnen steht, nichts weiter ist, als ein niedriger Börsenspeculant, der etwas Ehrgeiz in seinem Herzen empfindet und durch Sie sich den Eingang eröffnen möchte in die goldenen Säle der Tuilerien."

„Nein," sagte sie leise, „gewiß, Sie thun Sich und mir Unrecht, wenn Sie das glauben."

„Ich bitte," rief er lebhaft, „geben Sie sich nicht die Mühe, Madame, mir eine andere Meinung von Ihrer Großmuth und von der Güte Ihres Herzens einflößen zu wollen! Ich habe das kleine Portrait, welches Ihr Herr Vater mir damals schenkte, so viel betrachtet und so viel studirt, daß ich mir einbilde, ich könnte jede Regung Ihres Herzens in Ihren schönen Zügen lesen und ich habe Sie beobachtet, als Ihr Herr Vater vorher zu uns sprach. Ja, für einen ehrgeizigen Börsenspeculanten haben Sie mich gehalten! Und in gewissem Betracht," fuhr er traurig fort, „in

gewissem Betracht haben Sie ein Recht dazu; ich war bis zu dem Augenblick, wo ich Ihr Bild sah, wirklich nur ein Spieler, der die Chancen der Glücksgöttin Fortuna studirt und der nie versucht hat, bei einem andern Weibe sein Glück zu machen. Der Göttin Fortuna hatten alle meine Gedanken und Wünsche gehört und diesem Studium verdanke ich es, daß ich ein reicher Mann, wie man das zu nennen beliebt, geworden war. Mein Name hat an der Börse einen guten Klang und selbst Herr v. Rothschild hält es der Mühe werth, mir freundlich zuzunicken, wenn wir uns begegnen. Aber ich sage Ihnen, Madame, ich war doch ein armer und beklagenswerther Mann, trotz meines Geldes. Ich war allein, ganz allein, ohne Verwandte, ohne irgend ein Band, das mich an die Familie, an die Gesellschaft kettete! Wenn Sie es also einen Ehrgeiz nennen wollen, daß ich mich nach diesen Dingen, nach diesem verlorenen Paradiese sehnte, so gestehe ich Ihnen, daß ich ehrgeizig bin, denn ich hatte diese glühende Sehnsucht, ein schönes, ein edles Weib an meiner Seite zu haben, und es erfüllte mich mit Entzücken, als ich diese Eigenschaften in Ihrem Portrait entdeckte."

Aurelie schüttelte leise das Haupt. „Sie sind

großmüthig," sagte sie, „Sie wollen es mich nicht empfinden lassen, daß ich nur für Sie und meinen Vater ein Gegenstand des Handels, der Berechnung und der Zukunftspläne war. Sie wollen mir die angenehme Illusion verschaffen. als ob wirklich mein Bild im Stande gewesen, andere Gefühle in Ihnen zu erregen. Ich bitte, bestreiten Sie das nicht! Mein Vater hat den grausamen Muth gehabt, mir Alles zu sagen und . . ."

„Und er hat Sie dennoch getäuscht, Madame," sagte er, „vielleicht, ich will es zugestehen, war von seiner Seite ein wenig Berechnung im Spiel und er dachte . . ." er stockte und schwieg verlegen.

Aurelie aber, mit hoch gehobenem Haupte und seltsamen Lächeln, setzte seinen Satz fort: „Er dachte, daß Ihre Millionen für ihn ein großer Vortheil seien, da er arm war. Er verkaufte daher an Sie seine Tochter. Ich bitte, widerlegen Sie mir das nicht: er verkaufte seine Tochter. Man darf es ihm verzeihen, er hat sein Vermögen hingegeben für seinen König und im Dienste Frankreichs, man darf es ihm eher verzeihen, als mir, daß ich mich verkaufen ließ! Und dies ist der Punkt, mein Herr, über welchen ich zu Ihnen sprechen und Ihnen meine Beichte ablegen muß."

„Nein,“ sagte er, und zum ersten Male klang in dem Tone seiner Stimme ein fester Entschluß. „Nein, Madame, ich muß wiederholen, was ich Ihnen schon vorher sagte: daß Gott nur würdig ist, Ihre Beichte zu empfangen. Außerdem weiß ich, was Sie mir sagen wollen. Sie wollen mir sagen, daß Sie eine gehorsame Tochter sind, welche sich den Wünschen Ihres Vaters fügt, daß Sie ihm, den Revolutionen und politische Verschwörungen umhergehetzt haben in ganz Europa seit vielen Jahren, der kein Obdach und keine Heimath hat, ein Asyl, eine Heimath wieder eröffnen wollten. Und hier zum ersten Male, Madame, kann ich sagen, daß ich ein kleines Verdienst habe! Mein Name, so gering und bürgerlich er ist, hat hier doch einen guten Klang und unter dem Schutze dieses Namens konnte der gefürchtete und oftmals angeschuldigte Marquis D'Alme zurückkehren nach Paris. Als mein Schwiegervater ist er weniger verdächtig, ja er ist in den Augen der Machthaber gewissermaßen purificirt von seiner Vergangenheit. Das, Madame, wußte Ihr Vater, das hat er Ihnen gesagt und Sie waren eine edle, großmüthige und gehorsame Tochter, Sie opferten Ihr Glück auf und legten es demüthig nieder auf dem Altare der kindlichen Liebe. Das ist groß,

das ist schön von Ihnen gewesen, Madame, und ich danke Ihnen dafür und ich schwöre Ihnen, daß mein ganzes Leben ein Bestreben sein soll, Ihnen den Dank darzubringen für dieses große Opfer, welches Sie Ihrem Vater geweiht."

„Aber, mein Herr," sagte sie, und aus ihrem Angesicht sprach jetzt eine höhere Theilnahme, ein lebendigeres Interesse, als sie hinblickte auf diesen so bescheidenen, so anspruchslosen und demüthigen, jungen Mann, dessen Name, wie sie wußte, in der Finanzwelt einen so hohen Klang hatte und der in so hohem Ansehen stand, selbst an dem Hofe des Kaisers. „Aber, mein Herr, Sie sind wirklich zu bescheiden und ich gestehe Ihnen, daß Sie mich rühren und bewegen mit der großmüthigen Art, wie Sie mich Ihnen gegenüberstellen. Sie nehmen mir die Schmach und Demüthigung, welche die natürliche Folge solchen Handelns ist, wie ihn mein Vater mit Ihnen eingegangen. Sie wollen mich edelmüthig bereden, daß ich Ihnen mehr war, als nur ein Handelsartikel, ich danke Ihnen dafür und vielleicht, wenn ich Ihnen früher begegnet wäre, vielleicht hätte solche Großmuth und solcher Edelsinn mein Herz entflammen können, daß schönere und innigere Gefühl für Sie in demselben aufgeblüht

wären; vielleicht auch wäre es ein Glück gewesen für mich selber und ich habe es als ein Unglück zu beklagen, daß ich Sie erst gesehen, als mein Herz nicht mehr im Stande war, einer andern Liebe sich zu öffnen, weil . . ."

„Weil," unterbrach er sie lebhaft, „weil Sie ganz erfüllt waren von der kindlichen Liebe und dem kindlichen Gehorsam für Ihren Vater. Lassen Sie mich hoffen, Madame, daß einst diese Liebe, welche jetzt Ihr Herz erfüllt, in demselben von einem höheren, innigeren und leidenschaftlicheren Gefühl besiegt wird und die Tochter, welche eben, gehorsam ihrem Vater, in mein Haus eingetreten ist, sich dann verwandeln wird in die Gattin, welche mir aus Liebe ihre Hand reicht und aus Liebe mich an ihrer Seite willkommen heißt. Ich erwarte diesen Tag, Madame, erwarte ihn in Demuth und Geduld und werde bis dahin nichts weiter sein, als Ihr erster Diener, als Ihr ergebener Freund, der sich glücklich schätzen wird, wenn Sie ihn würdig halten Ihres Vertrauens und Ihrer Freundschaft."

„Ich halte Sie schon jetzt derselben würdig," sagte sie lebhaft, indem sie aufstand und ihm ihre Hand darreichte, „ja, ich heiße Sie willkommen als

Freund an meiner Seite, denn ich lese es in Ihrem guten Angesicht, daß Sie mehr für mich empfinden, als die kalte Berechnung des Geldmannes mich glauben ließ. Ja, ich glaube an Ihre Freundschaft und ich heiße Sie von Herzen willkommen an meiner Seite, als meinen Freund."

„Sagen Sie als Ihren Bruder," sagte er leise.

Aurelie schrack zusammen bei dem Worte Bruder, welches unwillkürlich sie an Luigi erinnerte und sie sah ihn erstaunt und fragend an.

Er aber begegnete ihrem Blick mit einem unbefangenen Lächeln und schien die tiefe Purpurröthe, welche ihre Wangen bedeckte, gar nicht zu bemerken.

„Nein," sagte sie leise, „nicht Bruder! Meinen Freund will ich Sie nennen, meinen edlen Freund, dem ich vertraue. Ich will Ihnen jetzt einen Beweis davon geben, ich will Ihnen meine Vergangenheit erzählen."

„Wozu?" fragte er, „ich lese Ihre ganze Vergangenheit in Ihrem offenen, schönen Gesicht und was mir nöthig war zu wissen, hat Ihr Herr Vater mir gesagt: er hat mir erzählt von Ihrer Jugend, von Ihrer edlen Mutter, er hat mir auch erzählt von den letzten schweren Jahren der Demüthigung, welche

Sie erduldet! Und dies ist die einzige Freude und der Stolz meines Lebens, daß ich zu Ihnen sagen darf: die dunklen Jahre der Vergangenheit sind nun ausgelöscht und wenn ich Ihnen kein Glück geben kann, Aurelie, so kann ich Ihnen wenigstens den Wiederschein des Glückes darbringen. Ich kann Sie umgeben mit Glanz und Pracht, ich kann Ihnen wie einer Fürstin huldigen und die Welt wird meinem Beispiele folgen; denn jetzt, heute zum ersten Male freue ich mich meines Reichthums, meiner Millionen, meines Ansehens an der Börse. Die Leute nennen mich einen Börsenfürsten! Was bedeutet das? Ich habe oft genug verächtlich darüber gelächelt, aber heute nehme ich diesen Titel mit Stolz an, denn wenn ich ein Fürst bin, so sind Sie, Aurelie, eine Fürstin, und so will ich denn der erste Diener sein, der Ihnen huldigt, meiner Fürstin Aurelie!" Und indem er so sprach, beugte er vor ihr das Knie, nahm ihre Hand und drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Stehen Sie auf, mein Herr," sagte sie, „es ziemt Ihnen nicht, so vor mir zu knieen, Sie sind mein Gemahl, ich bin Ihnen Ehrfurcht und Gehorsam schuldig und ich verspreche Ihnen," fuhr sie fort, indem sie ihn sanft emporzog, „ich verspreche

Ihnen, daß ich Ihnen ein treues und ergebenes Weib sein will. Sie wollen nicht, daß ich Ihnen beichte, Sie haben es mehr wie Einmal mit Heftigkeit zurückgewiesen und ich unterwerfe mich Ihrem Willen, aber wenn Sie nicht wollen, daß ich von Vergangenem rede, so lassen Sie uns zum Mindesten von unserer Zukunft sprechen."

„Ja, von unserer Zukunft," sagte Pandère, indem er Aurelie wieder sanft in den Divan niederdrückte und den Platz an ihrer Seite wieder einnahm. „Von unserer Zukunft wollen wir reden, Madame! Es wird wenig zu sagen sein, denn ich ordne meine Zukunft Ihnen unter und Ihrem Willen, der Gesetz sein wird in meinem Hause. Ihr Herr Vater hat Ihnen gesagt, daß ich ehrgeizig wäre und daß ich wünschte, meinen Namen mit dem seinen vertauscht zu sehen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen noch ein offenes Bekenntniß mache: dieser Gedanke ist dem stolzen Haupte Ihres Vaters entstiegen, nicht dem meinen. Ich habe allerdings einen Ehrgeiz, es ist dieser, daß ich durch meinen Namen, durch mich selber steigen und etwas bedeuten möchte. Verzeihen Sie es mir, wenn ich Ihnen ehrlich bekenne, ich wünsche nicht den Namen Ihres Herrn Vaters an=

zunehmen, das heißt: wenn Sie es befehlen, wenn es Ihnen nicht genügt, Madame Pandère zu sein, so füge ich mich und nehme die Last des stolzen Titels auf mich, damit meine Gemahlin als Marquise d'Alme am Hofe des Kaisers erscheint."

Sie schüttelte stolz das Haupt. „Nein," sagte sie, „es freut mich, daß wir darin uns begegnen. Ich habe zu viel gelitten unter meinem eigenen Namen, es knüpfen sich zu traurige Erinnerungen an denselben, als daß ich nicht gern ihn ablegte und dafür den Namen eines Mannes annehme, den ich hoch achte und dem ich vertraue, wie Ihnen."

„Bevor ich darüber die letzte Entscheidung gebe, Madame," sagte er, „muß ich Ihnen ein offenes Bekenntniß ablegen. Ich bin nicht blos von bürgerlicher Herkunft, sondern ich stamme aus den niedrigsten Schichten des Volkes. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Madame, mein Vater war ein armer Schuster in Lyon und ich bin als armer Schusterjunge gar oft, ohne irgend etwas genossen zu haben, zu Bett gegangen; denn wie ich Ihnen sagte, mein Vater war sehr arm. Ein Zufall machte, daß ich an einem der Aufstände in Lyon einem der großen Börsenfürsten einen wichtigen Dienst erzeigte, in-

dem ich, der arme Schusterjunge, ihm seine Brieftasche, die man bei ihm entdeckt hätte, und die einige Millionen Werthpapiere enthielt, in meiner zerrissenen Jacke verbarg und sie drei Tage bei mir trug, bis daß er aus Lyon entfliehen konnte, um sich für einige Zeit nach London zu flüchten. Er nahm mich unter Bewilligung meines Vaters mit sich, machte aus dem armen Schusterjungen seinen Adoptivsohn. Der Unglückliche hatte die Menschen so gründlich verachten gelernt, daß er es als eine seltsame Heldenthat betrachtete, daß der arme Schusterjunge mit seinem gewichtigen Taschenbuche nicht durchgegangen und seine Million nicht gestohlen hatte."

„Es war auch edel und schön von Ihnen gehandelt," sagte Aurelia, das sanfte, ruhige Gesicht des Börsenfürsten betrachtend.

„Es war menschlich und zeigte nur, daß der arme Schusterjunge bis dahin nichts gelernt hatte von der Weisheit und der Tücke der Welt. Ihm, meinem edlen Adoptivvater, verdanke ich also Alles, was ich bin, denn als er vor zehn Jahren, da ich noch ein sehr junger Bursche war, starb, hinterließ er mir sein ganzes Vermögen. Es war nicht bedeutend, denn auf den Irrfahrten seines Lebens und durch

manche verunglückte Speculation, die ich leider nicht verhindern konnte, weil ich noch zu jung war, hatte er den ganzen kostbaren Inhalt seines Taschenbuches eingebüßt und es kostete viel Mühe und Anstrengung, um aus dem Ruin und Sturz seines Hauses noch etwas zu retten. Er behauptete in seiner Güte und Großmuth, daß das, was gerettet wurde, durch meine Geschicklichkeit geschehen. An meinem guten Willen hat es sicherlich nicht gefehlt und die Trümmer seines Vermögens, die waren es, die er mir vermachte, als er starb. Sie waren das Fundament meines Hauses und so darf ich sagen, was ich bin, verdanke ich doch zunächst meinem edlen Wohlthäter, meinem Adoptivvater."

„Sie sind zu bescheiden," sagte Aurelie lächelnd, „Sie verdanken es sich selbst, Ihrem klugen Geiste, Ihrer kühnen Energie. Ich sehe das Alles auf Ihrem Antlitz und ich sehe, mein Herr, daß nicht Sie allein es verstehen, aus den Mienen der Menschen ihre Gesinnung zu lesen."

Er fühlte, wie viel lebhafter und theilnahmsvoller der Ton und Ausdruck war, mit welchem Aurelia jetzt zu ihm sprach und er lohnte es ihr mit einem leuchtenden, dankbaren Blick.

„Ich werde immer suchen, mich der schönen und gütevollen Gesinnung Ihres edlen Geistes würdig zu zeigen," sagte er. „Ich danke Ihnen schon jetzt sehr viel, Madame, denn Sie haben meinem Leben Inhalt, Sie haben mir ein Ziel gegeben. Soll ich Ihnen dies Ziel nennen?"

Seine großen blauen Augen waren fest auf sie gerichtet, während er das fragte und sie schlug vor diesen Augen den Blick nieder.

Sie verstand den Inhalt seiner Frage und den Blick seiner Augen.

„Nennen Sie es mir," flüsterte sie leise.

Er nahm ihre Hand in seine beiden Hände und neigte sich so dicht zu ihr, daß der glühende Athem seiner Lippen ihre Wangen berührte. „Dieses Ziel, Madame," sagte er mit leiser, eindringlicher Stimme, „dieses Ziel ist: mir Ihre Liebe zu gewinnen! Ja, Ihre glühende, heiße Liebe. Gott mag wissen, ob ich dieses Ziel jemals erreiche, aber ich will dahin streben mit aller meiner Kraft, mit jedem Athemzug meines Lebens und wenn die Sonne dieses glückseligen Tages aufgeht, wenn er anbricht der Tag der Liebe, wenn Aurelia, die schöne, die edle Göttin meines Hauses mich zu sich ruft, wenn Sie zu mir sagt:

„Deine Liebe, Deine Treue, Deine Anbetung und Deine Ergebenheit haben mein Herz gerührt und ich gebe es Dir jetzt freudig, aus freiem Willen, ich gebe Dir meine Liebe, ich bin Dein!“ dann, Aurelia, werde ich sagen: nun ist das Leben nicht mehr eine Pflicht, es ist eine Glückseligkeit, und ich werde Dir allein diese Glückseligkeit danken. Bis dahin, Madame,“ fuhr er mit ernsterer Stimme fort, indem er sich zurückneigte und ihre Hand losließ, „bis dahin bleibe ich, was ich Ihnen vorher gesagt habe, Ihr ergebener und gehorsamer Freund und Diener und wir wollen jetzt nur über die äußeren Verhältnisse unserer Zukunft sprechen.

Ihr Herr Vater hat mir die Ehre erzeigt, mich zu seinem Schwiegersohne anzunehmen und er wünscht natürlich, daß wir der hohen Verwandtschaft des Marquis d'Alme uns würdig zeigen. Ich hoffe, Sie haben keinen Widerwillen dagegen, Madame, daß wir unsere Salons öffnen und Gesellschaft empfangen?“

Sie dachte in diesem Augenblick an die Gesellschaften bei der russischen Gräfin, in denen sie eine so untergeordnete Stellung als bezahlte Dienerin gehabt und es war etwas wie Freude in ihrem Herzen, wenn sie jetzt in raschem Gedankenfluge sich selber

dachte als die Herrin der glänzenden Salons, welche sie vorhin durchwandert hatte, die angebetete Herrin, welcher Alle huldigten, die in die Salons eintraten.

„Nein," sagte sie lebhaft, „ich habe nichts dawider, ich glaube, ich würde mich freuen — —"

„Die Huldigungen von ganz Paris zu empfangen," sagte er lächelnd. „Ich gestehe Ihnen, auch mich wird es freuen, meine Gemahlin als den Mittelpunkt in der Gesellschaft der edelsten Männer und Frauen zu sehen. Wir harmoniren, wie es zu meiner höchsten Freude scheint, in manchen Dingen, Madame! Also wir werden glänzende Gesellschaft empfangen und ich hoffe, wenn es dem Einfluß Ihres Herrn Vaters gelingen sollte, seiner Tochter, auch wenn sie nicht Marquise d'Alme sich nennt, die goldenen Pforten der Tuilerien zu öffnen, daß Sie es dann nicht verschmähen werden, am Hofe des Kaisers zu erscheinen."

„Gewiß nicht," sagte sie, mit einem freundlichen Blick ihn ansehend, „nur mache ich Eine Bedingung!"

„Und was habe ich zu erfüllen?"

„Die eine Bedingung, mein Herr, daß ich nicht an den Hof gehe ohne Sie! Es ziemt sich nicht, daß eine Dame irgendwo anders erscheine, als am Arme

und in Begleitung ihres Gemahls und nur, wenn dies sein kann, bin ich bereit, an den Hof der Tuilerieen zu gehen."

Als sie das sagte, flog der leichte Schimmer eines Erröthens über die blassen Wangen des Banquiers.

„Ich danke Ihnen für dies Wort," sagte er, „und nun versichere ich Sie, daß wenn es dem Banquier Pandère nicht gelingen sollte, mit seinem einfachen Namen den Eingang zu finden zu den Hoffesten, deren Krone seine Gemahlin sein wird, daß er sich dann demüthig beugen und den Namen Ihres Herrn Vaters annehmen wird, damit die Marquise d'Alme nicht ausgeschlossen sei von den Hoffesten in den Tuilerieen. Es widerstrebt Ihnen doch nicht, mit mir und Ihrem Herrn Vater in den nächsten Tagen die nöthigen Besuche zu machen? Im Faubourg St. Germain, wohin Ihr Herr Vater uns mit seinem Schutz und seiner Protection geleiten wird, und auch bei den Börsenmännern, den Fürsten der Finanzwelt, wo mein Name einigen Klang hat."

„Wir werden alle die Besuche machen, wie Sie es wünschen," sagte Aurelie freundlich ihm die Hand darreichend, „nur gestehe ich Ihnen, daß es mir lieber sein würde, wenn wir diese Besuche allein mach-

ein, vorausgesetzt, daß Sie nicht schon mit meinem Vater die nöthigen Verabredungen getroffen haben."

„Ich habe das gethan," sagte er, „ich erfülle den Wunsch und das Begehren Ihres Herrn Vaters, und da ich ihm mein ganzes Glück danke, so möchte ich nicht durch eine Verweigerung seiner Wünsche ihn verletzen."

„Es sei also," sagte sie, „wir machen unsere Besuche und Sie haben zu bestimmen, wann wir die Gesellschaft von Paris in unsern Salons empfangen wollen. Sie sollen von heute an sehen, mein Herr, daß ich Ihnen eine treue und unterwürfige Gemahlin sein werde und daß ich es als eine heilige Pflicht erachte, Ihrem Hause, mehr noch, Ihrem Vertrauen Ehre zu machen."

Er nahm ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Ich weiß, daß Sie das werden, ich weiß, daß ich meinen Namen, meine Ehre und alles, was ich bin und sein werde, vertrauensvoll zu Ihren Füßen niederlegen kann, und ich thue es. Ich bin, dies ist eine Schwäche meines Parvenulebens, ich bin ein wenig eifersüchtig und empfindlich im Punkte der Ehre und diese Eifersucht kommt vielleicht daher, daß ich meinen Namen und meine Ehre nicht meinen Ahnen

und dem Glanze meines Hauses, sondern meinem eigenen Willen und meinem Streben verdanke. Ich habe kein Wappenschild; aber mein Name, so gering und klein er ist, würde mir doch verdüstert und umnachtet erscheinen, wenn ich nicht wüßte, daß die Ehre desselben treu von den Händen meiner Gemahlin bewahrt und erhalten wird. Die Vergangenheit kümmert mich nicht, ich kann mich darin fügen, daß ich nicht der glückselige und beneidenswerthe Sterbliche bin, den meine schöne und herrliche Gemahlin liebt; aber es würde mich zur Verzweiflung, ja zur Wuth aufstacheln, wenn ich jemals erkennen sollte, daß ein Anderer — aber nein," fuhr er fort, seine Stimme sänftigend, „nein, ich will so etwas Furchtbares und Entsetzliches nicht denken und aussprechen, denn in diesem Entsetzlichen läge zugleich ein Todesurtheil! Ein Todesurtheil für denjenigen, der glücklicher oder beneidenswerther wäre als ich oder ein Todesurtheil für mich, den beklagenswerthen Gemahl. Vergebung, daß ich einen so düstern Schatten über dieses rosige Gemach auf einen Moment nur hinwerfen konnte," sagte er, indem er aufstand, „ich bestrafe mich selber dafür und verlasse die Göttin in ihrem Feentempel. Zum ersten Male habe ich heute mit Ihnen dieses Gemach getheilt und

hier auf der Schwelle schwöre ich Ihnen, daß ich sie nicht eher wieder überschreiten werde, bis Sie mir selber dazu die Erlaubniß geben. Habe ich erst das wundervolle Bekenntniß Ihrer Liebe, auf welches ich jetzt noch nicht zu hoffen wage, freiwillig von Ihnen empfangen, dann, Madame, wird Derjenige, welcher jetzt demüthig und bescheiden sich zurückzieht, weil er fühlt, daß er nicht würdig ist, in diesem Tempel länger zu verweilen, dann wird er als ein glückseliger, als der beneidenswertheste Sterbliche wieder hierher zurückkehren, um auf seinen Knieen Ihnen zu danken für alle Wonne und alles Entzücken des Daseins. Bis dahin leben Sie wohl! Wir werden uns von dieser Stunde an nur in Ihrem Salon, oder, wenn Sie es mir gestatten wollen, in Ihrem Boudoir wieder sehen, wenn Sie mich dahin rufen lassen, um mir Ihre Befehle zu ertheilen. Leben Sie wohl, Madame!"

Er nahm ihre Hand und drückte einen innigen Kuß auf dieselbe, dann verneigte er sich tief, stand auf und verließ hastigen Schrittes das Gemach.

Aurelie schaute ihm nach mit einem langen gedankenvollen Blick.

„Ach!" flüsterte sie leise, „es wäre für mich viel-

leicht besser gewesen, ich hätte ihn früher gekannt! Er ist ein edler, großmüthiger Mann, und ich glaube, ich hätte ihn lieben können."

Sie stand auf und ging mit lebhaften Schritten in dem Gemach auf und ab und überdachte und überlegte jedes Wort, welches sie gesprochen und fühlte dabei ihr Herz wie von einem wundervollen Zauber ergriffen.

Es ängstigte sie fast, diese neuen Gefühle aufblühen zu fühlen in dem Herzen, das — — still, still, sie mochte den Gedanken nicht ausdenken.

Sie trat an's Fenster und schaute hinaus mit gleichgültig irrenden Blicken, dann auf einmal schrack sie zusammen und starrte hinaus in den Hof.

Ein Schrei, ein lauter schrillender Schrei tönte von ihren Lippen und sie taumelte vom Fenster zurück.

Sie hatte ihn erkannt, den Mann, welcher da mit verschränkten Armen an dem offenen Thor des Gitters stand und hinstarrte zu ihrem Fenster.

Sie hatte dieses bleiche Antlitz mit dem schwarzen Bart und dem schwarzen langen Haar, den großen stechenden Augen erkannt.

Es war Luigi Tartini, der da an dem Pfeiler lehnte!

Zehntes Capitel.

Orsini in Paris.

Während Aurelie entsetzt in das Gemach zurückgetreten war, stand Luigi Tartini immer noch an den Pfeiler des Gitters gelehnt und schaute hinauf zu dem Fenster.

„Sie wird wiederkommen!“ murmelte er vor sich hin, „sie wird mir ein Zeichen geben, sie wird mich zu sich rufen! Wenn sie's nicht thut aus Liebe, so wird sie's thun aus Furcht, um mich zu beschwören, daß ich sie lasse, daß ich sie aufgebe! Aber ich will es nicht, sie hat mir Treue geschworen, und ewig soll sie an mich gebunden sein, und wenn sie mich nicht ewig liebt, so soll sie mich ewig fürchten! Das soll meine Rache sein!“

Und während er in grimmigem Zorn das dachte, schaute er noch immer hinauf zu dem Fenster; Nie-

mand zeigte sich an demselben, es blieb öde und leer. Die Abenddämmerung senkte sich hernieder und die frühen Nachtschatten des Decembertages verdunkelten nun das Fenster, an dem immer noch kein Zeichen zu sehen war.

„Sie liebt mich nicht, sie fürchtet mich nur!" murmelte Luigi mit leiser Stimme vor sich hin, indem er sich umwandte und die Straße hinabwandelte. Gedankenvoll, ganz seinen trüben und zornigen Empfindungen hingegeben, schritt er die Straße hinab. Was kümmerte es ihn, das frohe und geschäftige Leben, das rings um ihn her die Straßen und Plätze, über welche er dahinschritt, erfüllte? Er hatte keinen Blick für die glänzend aufgeputzten Läden, die von den Riverbèren mit Tageshelle beleuchtet waren und die Zuschauer herbeiriefen, um die ausgestellten Schätze zu bewundern.

Luigi schritt an ihnen vorüber ohne Theilnahme und ohne einen Blick. „Sie liebt mich nicht, sie fürchtet mich nur!" das schrie und klagte immer nur in seinem Herzen. Und er selber wußte nicht von sich zu sagen, ob er sie liebe oder hasse!

Sie hat ihn verlassen und verrathen! Er hat sie heute gesehen im vollen Brautschmuck, mit den Oran-

gen im Haar und dem wallenden Brautschleier über ihre schöne Gestalt!

„Sie hat sich verkauft an dies neue Kaiserreich, verkauft an einen Mann von heute, einen Geldmenschen!“

Wie er das jetzt dachte, fühlte er, daß er sie nur hasse, glühend hasse! Und doch war ein schmerzlicher Zorn in ihm, denn er schaute nun vor sich das Angesicht, das eingerahmt war von den blühenden Orangen und umwallt von dem Brautschleier, das so bleich und schmerzlich gewesen, schaute nur die Augen, die von Thränen geröthet gewesen! Und dann schaute er neben ihr diesen blonden jungen Mann mit der ruhigen, imponirenden Miene und Haltung, und hörte nun auch das Geflüster des Volkes, welches einander erzählte von den großen Reichthümern des Herrn Pandère, und daß er am Kaiserhof bald eine bedeutende Stelle werde einnehmen; und dann sah er hinter dem Brautpaar noch einmal diesen seltsam aufgeputzten, kleinen Marquis mit der triumphirenden Miene und dem höhnischen Lächeln, wie er das Schlachtopfer seines Eigennutzes und seiner Hartherzigkeit zum Altar führte! Und es schrie und klagte in seinem Innern: „Sie ist unglücklich! Sie hat sich ihrem Vater ge-

opfert, sie leidet, vergieb ihr! Nein, vergieb ihr nicht! Keine Vergebung!" sagte er zwischen den gepreßten Lippen hervor zu sich selber. „Sie hat die Treue gebrochen, das ist ein Sacrilegium! Keine Vergebung!"

So schritt er dahin; um ihn her jauchzte und jubelte die Menge und wälzte sich jetzt die Boulevards hinunter zu den Theatern hin, deren Pforten weit geöffnet waren, die Schaulustigen zu empfangen. Er aber ging nur weiter, immer weiter; einmal schaute er nach der Uhr und dann beeilte er seine Schritte.

„Es ist die höchste Zeit," sagte er zu sich selber, „er wird heute ankommen, ganz gewiß."

Nach dem Bahnhofe draußen zu den äußeren Boulevards schritt er hin. Da war ein geschäftiges Leben und Tausende von Fiacres und Hunderte von glänzenden Equipagen standen bereit. Der Zug von Rouen war also noch nicht angelangt, Luigi kam noch zur rechten Zeit. Nahe am Perron, dessen Eintritt von den Sergeanten versagt war, blieb Luigi stehen und schaute mit spähenden Augen die weite Bahn hinunter. Jetzt ertönten die Signale, die Beamten und Polizisten traten von dem Rand des Perrons zurück, und nun mit donnerndem Geräusch und schrillem Pfeifen fuhr der Train in die Halle ein. Luigi's Augen wa-

ren unverwandt auf die Menschenmenge gerichtet, welche jetzt aus den Waggons herausströmten und hinein in das Gebäude. Jetzt blitzten seine Augen auf und ein Lächeln erhellte einen Moment seine Züge. —

„Er ist da," murmelte er, „ich habe ihn gesehen, er hat mich erkannt!"

Mit anscheinend gleichgültigen Mienen blieb er stehen, eine lange Zeit noch, schaute, wie irgend ein Neugieriger dem frohen, geschäftigen Leben um ihn her zu. Jetzt legte sich eine Hand auf seine Schul- und eine leise Stimme rief seinen Namen.

„Ich bin bereit, Luigi Tartini."

Er wandte sich um und nickte freundlich.

„Felice Orsini, ich grüße Dich, Sohn Italiens, Retter Deines Vaterlandes!"

Sie reichten einander die Hände und schauten sich an mit einem langen, verständnißvollen Blick.

„Gehen wir," sagte Orsini, „Du hast eine Wohnung bereit?"

„Ja, eine Wohnung in einem stillen, kleinen Hotel, und das Gepäck?"

„Ich habe keins," erwiderte Orsini, „mein Diener kommt mit meinem Gepäck von Brüssel und wir

müssen uns heute Abend noch auf den Bahnhof begeben, um ihn zu empfangen. Du kennst den Weg?"

„Ich kenne ihn, komm."

Arm in Arm verließen die beiden jungen Männer nun den Bahnhof und bestiegen einen Fiacre.

„Hotel nach dem Etoile bleu, rue Poissonières," rief Luigi und der Fiacre setzte sich in Bewegung und fort ging es nun in raschem Trabe.

Sie sprachen während der Fahrt kein Wort, nur, die Hände in einander gelegt, schauten sie hinaus zu beiden Seiten des Wagens auf die wogende Menge, durch welche der Fiacre mühsam dahinfuhr. Jetzt hielt er vor dem bezeichneten Hotel, der Wirth trat an den Fiacre, und da er den Fremden schaute, zuckte er mit betrübter Miene die Achseln.

„Bedaure, mein Herr, kein Platz mehr für Fremde." Aber da erschien hinter dem fremden Angesicht das Haupt Luigi Tartini's.

„Es ist der Freund, mein Herr, den ich erwarte und für den ich ein Zimmer bestellt habe," sagte er.

„Ah, das ist etwas anderes, es ist der Herr Thomas Allsopp, nicht wahr?" fragte der Wirth, indem er den Wagenschlag öffnete.

„Ja wohl, Thomas Allsopp," bestätigte Luigi, „Sie

wissen ja, Monsieur, ich habe die Zimmer bestellt und sagte Ihnen, daß mein Freund heute anlangen würde."

„Und der Diener?" fragte der Wirth, indem er den beiden Fremden in das Haus folgte, „der Diener mit dem Gepäck, für welchen Sie auch eine Kammer bestellt haben?"

Orsini blieb stehen und wandte sich zu ihm hin. „Der Diener kommt heute Abend und bringt mein Gepäck mit."

Nun schritten sie die Treppe hinauf, der Wirth vor ihnen her mit dem silbernen Leuchter und den Corridor hinunter.

„Hier ist das Zimmer, welches Monsieur für Monsieur Allsopp bestellt hat, ein schönes, großes Zimmer ist's."

Felice Orsini versicherte mit einem Kopfneigen, daß es ihm ganz bequem sei und daß er hoffe, recht lange Zeit hier wohnen zu können in dem angenehmen Hotel. Der Wirth versicherte, daß er Alles thun würde, um den Wünschen der Herren zu genügen und verabschiedete sich demüthig und ehrfurchtsvoll von den beiden Herren.

Nun endlich waren sie allein. Felice Orsini

sprang nach der Thür hin und verriegelte sie und nun sank er dem Freund um den Hals und küßte ihn innig.

„Sage, bringst Du mir Grüße aus England, Grüße von allen Freunden? Du weißt, ich komme als Abgeordneter unseres Bundes zu Dir, ich komme, um Theil zu nehmen an Allem, was Du thun wirst.“

Orsini schaute ihm tief in die Augen. „Du weißt, was ich thun werde, Du weißt, daß Deine Theilnahme Dir das Leben kosten kann?“

„Ich weiß es,“ sagte Luigi ruhig, „ich weiß auch, was wir geschworen haben in der letzten Nacht zu Mantua, da wir alle, wir Brüder der heiligen Vehme dort versammelt waren. Soll ich es Dir wiederholen, Freund?“

„Nein,“ sagte Orsini leise, „jedes Wort unseres Schwures brennt in meinem Herzen und es wird bald in hellen Flammen aus ihm hervorschlagen! Wenn es alsdann den Verräther unseres Vaterlandes, den meineidigen Tyrannen, nicht vernichtet, dann wird es vielleicht den Scheiterhaufen in Brand stecken, auf welchem wir Beide aus dem Leben scheiden müssen. Du weißt es, Luigi, nicht zu einem Fest bin ich gekommen und was wir thun wollen, wird mit bluti-

gen Lettern in die Bücher der Geschichte eingezeichnet werden. Verklärt wird unser Name werden, wenn's gelingt; mit Fluch beladen, wenn's mißlingt. Aber jetzt wollen wir nicht davon sprechen, erzähle mir von Italien, erzähle mir vor allen Dingen —"

Er stockte und eine tiefe Blässe bedeckte seine Wangen. Luigi verstand ihn.

„Von Deinen Töchtern willst Du sagen, nicht wahr, Felice?"

Er nickte und es schien, als ob ihm etwas die Kehle zuschnürte, daß er nicht sprechen konnte. Er schaute nur den Freund an mit einem Blick, der für ihn sprach.

„Ich habe sie gesehen, habe diese holden kleinen Engel gesehen und habe sie geküßt von Dir und sie haben meine Lippen geküßt und haben gesagt: „Bringe diesen Kuß unserm Vater."

Und wie er das sagte, schlang Orsini seine Arme um den Nacken des Freundes und küßte mit leidenschaftlicher Innigkeit seine Lippen.

„Sie lieben mich also, sie haben ihren armen Vater nicht vergessen, meine holden Engel?" fragte er dann mit zitternder, von Thränen unterdrückter Stimme.

„Sie haben ihren Vater nicht vergessen, sie nen-

nen ihn ihren Schutzgeist. Höre, Orsini! Als ich sie zum letzten Male sah, da ging ich mit ihnen hinaus auf den Kirchhof an das Grab ihrer Mutter und da sagte ich ihnen: „Meine Kinder, ich gehe jetzt zu Eurem Vater, der ein großes, herrliches Werk vollführen wird. Betet für ihn auf dem Grabe Eurer Mutter, betet, daß ihr Geist bei ihm sei, und daß er das, was er vor hat, zu seinem Glücke lenkt!"

„Die beiden kleinen Mädchen knieten nieder und die untergehende Sonne umleuchtete mit goldenem Schein ihre lieblichen Gestalten und es schien mir, als ob ihre braunen Locken, die niederfielen von ihren lieblichen Köpfen bis auf die Schultern, umstrahlt wären wie von einer Glorie! Engelhaft sahen sie aus und einen Moment bildete ich mir ein, es wären Deine beiden guten Engel, welche da auf dem Grabe knieten. Die großen Augen gen Himmel gewandt, die Hände auf der Brust gefaltet und mit lauter Stimme beteten sie:

„Gott im Himmel, Gott Italiens, schütze unsern lieben Vater und lasse gelingen das große Werk, was er vor hat! Und Du, unsere liebe Mutter im Himmel, sei bei ihm in allen Stunden und behüte ihn, unseren lieben Vater!"

„Still, nicht weiter! Ich ertrag's nicht!“ murmelte Orsini, und er sank auf einen Sessel nieder, bedeckte das Angesicht mit den Händen und schluchzte laut.

„Felice, auch ich weinte! Es erbarmte mein Herz, zu denken, wie unschuldig und rein diese Kinderlippen für Dich beteten,“ murmelte Luigi, „und zu denken, welch ein furchtbares Werk Du vorhast!“

Orsini ließ die Hände von seinem Angesicht gleiten und sprang auf. „Sprich nicht so,“ sagte er, „nicht ein furchtbares Werk ist es, sondern ein großes, ein erhabenes. Ich opfere mich wie Mucius Scävola sich opfern wollte für Rom!“

„Und Du weißt, es mißlang! Du hast da ein trauriges Beispiel gewählt!“ sagte Luigi, „Mucius Scävola wollte den Tyrannen tödten, der sein Vaterland bedrängte, und sein Plan mißlang!“

„Und dennoch gelang er!“ rief Orsini, „er legte die Hand auf die glühenden Kohlen und unter Höllenqualen sagte er dem Tyrannen, daß Hunderte von Jünglingen bereit seien, seinem Beispiel zu folgen! Das schreckte Jenen, und obwohl der Mord mißlang, war Mucius Scävola doch der Retter seines Vaterlandes, denn der Tyrann, ensetzt von dem Anblick des Heldenjünglings, entfloh von

Rom! So war Mucius Scävola doch nicht umsonst gestorben und so werde auch ich nicht umsonst sterben, wenn auch mein Werk mißlingen sollte! Aber es wird nicht mißlingen, ich weiß es, ich bin überzeugt davon! Sterben werde ich vielleicht im Dienste des Vaterlandes, es kann sein, daß uns die Flucht mißlingt, aber das Werk wird nicht mißlingen! Das ist meine Ueberzeugung! Warte nur kurze Zeit und ich werde Dir meine Pläne alle enthüllen und werde Dir die Waffen zeigen, mit denen sie ausgeführt werden sollen! Aber komm, wir wollen uns jetzt auf den Bahnhof begeben, um meinen Diener zu holen. Im Hotel können wir sagen, daß wir in's Theater gehen, denn das ist so die Weise der leichtfertigen, vergnügungssüchtigen Fremden, die nach Paris kommen, und wir dürfen uns von ihnen in keiner Weise unterscheiden. Wir müssen vorsichtig sein und bedächtig, damit wir kein Mißtrauen erregen!" —

Sie gingen hinunter und sprachen lächelnd und harmlos mit dem Wirth, der in der Thüre des Hotels stand und die Fremden mit aufmerksamen Augen betrachtete. Hatte er Mißtrauen? Oder war es nur, weil er Furcht hatte vor den allzeit geschäftigen Polizeibeamten, welche jeden Fremden, der im Hotel

übernachtete, mit mißtrauischen Augen betrachteten und in jedem Fremden nur einen Feind des Empereur, einen Aufrührer und Wühler zu ahnen schienen, bis er sich legitimirt hatte als ein harmloses Individium, das nur zu seinem Vergnügen gekommen?

Der Paß, den Signor Tartini abgegeben, lautete auch nur: „Reist zu seinem Vergnügen!" Aber Monsieur Alsopp hatte seinen Paß noch nicht abgegeben, er war noch nicht legitimirt! Daran dachte der Wirth mit Furcht und Schrecken, während er dem Fiacre nachschaute, der die beiden Fremden fortführte.

„Theater Porte Saint Martin!" hatte Tartini laut genug dem Kutscher zugerufen, daß der Wirth es vernehmen konnte. Aber jetzt, da sie weit genug von dem Hotel entfernt waren, neigte er sich aus dem Fiacre und befahl dem Kutscher, umzuwenden und nach dem Nordbahnhof zu fahren.

Gerade zur rechten Zeit langten sie auf demselben an; der Zug war schon eingefahren und in den Hallen wurden schon die Gepäckstücke ausgegeben, um den Steuerbeamten vorgelegt zu werden. Orsini und Tartini begaben sich dorthin. Ein junger Mensch, als Jockey gekleidet, trat ihnen mit ehrfurchtsvoller Begrüßung entgegen.

„Da bist Du also, Antonio Gomez," sagte Orsini, ihm freundlich zunickend, „und Du hast das Gepäck und mein Pferd unversehrt hierher gebracht?"

„Ja, Signor, es ist Alles wohl angelangt und das Gepäck liegt schon in der Steuerabtheilung!"

„Laßt uns dahin gehen!" sagte Orsini.

Sie schritten nun vorwärts, die lange Tafel hinunter, an welcher die Reisenden mit geschäftiger Eilfertigkeit ihre Koffer und Packete vor den scharfen, umsichtigen Blicken der Steuerbeamten öffneten. Da war der große lederne Koffer, bezeichnet mit dem Namen Thomas Alsopp. Der Steuerbeamte stand schon bereit und wartete auf das Oeffnen desselben.

„Keine steuerpflichtigen Sachen?" fragte er.

„Doch!" erwiderte Orsini ruhig, „ich glaube, daß man Steuer dafür fordert!"

Er schloß den Koffer auf und deutete hinein. Der Beamte wollte mit der Hand die eingewickelten und sorgsam neben einander gelegten Dinge berühren, aber Orsini hielt ihm die Hand fest.

„Mein Herr, seien Sie vorsichtig, wenn ich bitten darf, Sie könnten Schaden nehmen durch zu heftige Berührung dieser Dinge!"

„Was sind das für Dinge?" fragte der Beamte.

„Es sind chemische Präparate und Apparate. Ich bin der Erfinder einer neuen Art Gaslicht und dieser Koffer enthält die Gasapparate!“

„Also gefährliche und schädliche Objecte, mit denen man vorsichtig sein muß? Sie zahlen doppelte Steuern, mein Herr! Machen Sie Ihren Koffer wieder zu und seien Sie vorsichtig, damit kein Schaden geschieht!“

Orsini ließ langsam den Deckel niedergleiten und verschloß den Koffer. „Ich werde vorsichtig sein, mein Herr, und diese Dinge nur da in Bewegung setzen und anwenden, wo sie von Nutzen sein können. Nehmen Sie darauf meine Versicherung hin! Und die Steuer?“

Der Beamte nannte die Summe und Orsini zahlte sie ruhig auf, dann wandte er sich zu dem Diener:

„Antonio Gomez, nimm diesen Koffer, rufe Dir einen Commissionair und trage ihn vorsichtig zu meinem Fiacre hin, dann folgst Du uns mit dem Reitpferd nach dem Hotel.“

Er sagte ihm die Adresse und schritt dann ruhig neben Luigi hinter den Beiden her, welche den seltsamen und gefährlichen Koffer aus der Halle hinaus trugen.

Der Wirth stand noch immer in der Thür, als Felice Orsini mit seinem Freunde heimkehrte und es schien ihn sichtlich zu beruhigen, daß nun das Gepäck und der Diener mit dem Pferde angelangt. Denn diese zwei Männer mit den düstern, bleichen Gesichtern, dem italienischen Accent und dem stillen, düstren Wesen hatten ihn beunruhigt, und allerlei finstre Vermuthungen von Verschwörungen und Attentaten waren durch sein ängstliches Gehirn gegangen! Aber jetzt war da der große Koffer mit dem Gepäck und das schön aufgeschirrte Reitpferd nebst dem Diener, das war eine Sicherung für den vornehmen und angesehenen Charakter seiner Gäste! Er hieß sie mit tieferen Bücklingen und ehrfurchtsvollerem Wesen willkommen, und rief mit lauter Stimme zwei seiner Kellner herbei, um den Koffer vom Fiacre hinabzuheben und ihn hinaufzutragen in die Gemächer des Herrn Thomas Allsopp. Dem gehörte er, es stand ja mit großen Schriftzeichen auf der Platte desselben geschrieben! Und für Thomas Allsopp war das Pferd und der Reitknecht! Er war sicherlich ein großer Herr! Irgend ein englischer Lord, dem es beliebte, verkleidet sich in Paris aufzuhalten!

Tartini und Orsini gingen Arm in Arm hinter

den beiden Kellnern her, die vorsichtig und langsam den Koffer die Stiege hinauf trugen; jetzt stand er da inmitten des Wohngemachs von Sir Alsopp und die Kellner gingen hinaus, ehrfurchtsvoll nur an der Thür noch stehen bleibend und fragend, ob die Herren noch weitere Befehle hätten.

Die Herren sagten, sie würden nachher zu dem Souper in den Salon hinab kommen und bestellten ein feines, auserlesenes Souper à part, welches die Achtung der Kellner für die auserlesenen Reisenden nur noch erhöhte. Jetzt schloß sich die Thüre hinter den neugierigen Blicken der Garçons und die Freunde waren nun allein.

„Und jetzt,“ sagte Orsini, indem er zu der Thür hinging, welche zu dem Corridor hinführte und sie verriegelte, und jetzt, mein Freund, sollst Du den Inhalt des Koffers kennen lernen, ich will Dir etwas zeigen, was Du nimmer gesehen hast und was außer Dir noch keines Menschen Auge erschaut hat!“

Er sagte das mit feierlicher, ernster Miene, öffnete den Koffer und nahm einen nach dem andern alle diese in Papier gewickelten Gegenstände heraus und enthüllte sie. Tartini wollte ihm dabei behülf-

lich sein, aber er wehrte ihn stumm mit einer Handbewegung zurück. Geschäftig leerte er nun den sonderbaren Inhalt des Koffers und Luigi stand dabei und schaute ihn an mit sinnenden, traurigen Blicken und bewölkter Stirne.

Jetzt war der Koffer leer und die seltsamen Dinge, welche er enthalten, lagen jetzt auf dem Tische, ihrer Enthüllung entkleidet, neben einander. Es waren zehn hohle Handkugeln, dann eine Menge durchbohrter eiserner Cylinder, mehr als hundert an der Zahl, außerdem Retorten mit anscheinend flüssigem Silber gefüllt und eine Menge kleiner Kugeln, sowie ein Packet mit Zündhütchen.

Orsini überschaute das Alles mit dem lächelnden, stolzen Blick eines Erfinders, der sich seines Werkes freut.

„Mein Freund,“ sagte er dann, das, was Du jetzt vor Dir siehst, wird von nun an in der Geschichte der Erfindungen meinen Namen tragen. Ich bin der Erfinder dieser neuen, furchtbaren Höllenmaschine, die, das kannst Du mir glauben, wirksamer ist, als alle diese Höllenmaschinen, welche bis jetzt, so lange die Welt steht, von edlen und begeisterten Republikanern gegen die Tyrannen und Unterdrücker der Freiheit ge-

schleudert worden sind. Ich habe seit einem halben Jahre Nacht und Tag mich nur allein mit diesen Dingen beschäftigt, ich habe meine ganze Aufmerksamkeit, die ganze Kraft meines Geistes darauf verwandt, das Wurfgeschoß zu erfinden, das unfehlbar ist und sicher Denjenigen tödtet, auf welchen ich es schleudere."

„Furchtbar," murmelte Luigi.

„Furchtbar, aber erhaben," rief Orsini mit flammenden Augen. „Sieh hier diese kleinen eisernen Cylinder, das ist meine Erfindung und auf ihnen beruht die furchtbare, entsetzliche Wirkung des Geschosses. Schaue nun her, ich will Dir den Mechanismus erklären. Du siehst hier diese hohlen Halbkugeln, Du siehst die Schrauben an der einen Hälfte, die Schraubenränder an der anderen, nun schau aufmerksam mir zu! Hier sind zehn einzelne Hälften, das macht also, wenn wir sie zusammengeschraubt haben, fünf Bomben, aber bevor wir das thun, füllen wir sie, und zwar so: in jede derselben kommen fünf und zwanzig von diesen kleinen eisernen durchbohrten Cylindern. Hier in den Hohlraum in der Mitte der Halbkugel laden wir diese Kugeln mit dem Knall-Quecksilber, welches dort in der Retorte sich befindet. Wenn das geschehen, werden auf diese Cylinder kleine

Zündhütchen gesetzt, vorsichtig und ebenmäßig, daß sie alle nach unten kommen, siehst Du so! Nun schließen wir langsam und vorsichtig drehend die zwei Halbkugeln in einander so fest, daß nicht der kleinste Zwischenraum zwischen den beiden Hälften sich befindet. Siehst Du, nun ist die Kugel geschlossen; hier oben ein kleiner Griff zum Anfassen; alle Zündhütchen stehen nun nach unten und wenn nun die Bombe mit donnernder Gewalt niederfällt zur Erde, entzünden die Zündhütchen das Knall-Quecksilber und die Kugeln, und das Werk der Zerstörung ist geschehen! Sieh und bewundere mein Werk, das Resultat langen Nachtwachens, unermüdlicher Forschungen! Ich bin ein Chemiker geworden, und als ich endlich nach meinen Studien, meinen unermüdlichen Bestrebungen dieses Rachewerkzeug eines ganzen Volkes vollendet hatte, da bin ich niedergesunken auf meine Kniee und habe mit einem lauten Gebet dem Gott der Rache und der Gerechtigkeit gedankt, daß er mich dieses Werkzeug des Zornes und der Rache hat erfinden lassen! Bete nun auch Du mit mir, Luigi, denn ich sage Dir, diese Kugeln, welche ich hier in der Hand halte, werden nicht nur unser schönes Vaterland Italien befreien, sie werden auch Frankreich befreien, ja sie werden auch das

ganze Europa erlösen von seinen Tyrannen! Denn das furchtbare Beispiel, das ich hier geben werde, wird Wiederklang finden in ganz Europa, und alle Völker werden aufstehen, sich zu befreien und zu erlösen von ihren Tyrannen.“ Und während er das sprach, leuchtete sein Angesicht von Begeisterung und die Bombe in der Hand haltend, richtete er den Blick auf gen Himmel. Tartini schaute ihn an mit düsteren, traurigen Blicken.

„Es ist also wahr, Felice Orsini, der edle Patriot, der ergebene und gehorsame Sohn seines Vaterlandes, will sich jetzt erniedrigen zu einem Mörder?“

„Zu einem Mörder, wie Brutus es war,“ sagte Orsini begeistert.

„Brutus mordete den Julius Cäsar und bereitete nur einem anderen Tyrannen den Weg zum Thron,“ erwiderte Luigi feierlich. „Brutus mordete den Julius Cäsar, weil er strebte nach dem Throne von Rom, weil er die Republik vernichten wollte, und doch aus dem rauchenden Blute des Gemordeten erstand die Republik nicht, sondern von Mord und Blut befleckt, sank sie nieder zu den Füßen des ersten Kaisers von Rom. Du solltest eingedenk sein dieses Beispiels, das Du selber herauf beschworen.“

„Nein," rief Orsini stürmisch, „wie Brutus will ich mein Vaterland retten, oder mit ihm zu Grunde gehen. Für mich ist die Welt hinter mir zu Grunde gegangen und wie Columbus habe ich alle Schiffe hinter mir verbrannt, die an ein anderes Ufer führen konnten, ich bin hierher gekommen, um zu sterben, denn ich weiß, daß ich sterben muß und habe in diesem großen, heiligen Werke, das ich vor habe, alle Rücksichten, alle Gedanken der Welt hinter mir hinabsinken lassen in das Meer ewigen Vergessens und ich lebe nur noch für den einen Gedanken: den Tyrannen zu tödten und zu strafen für seinen Meineid! Denn er ist ein Meineidiger! Er gehörte einst zu dem großen Bunde der Carbonari und auf den heiligen Dolch hat er geschworen, niemals ein Verräther an seinen Freunden zu werden, niemals abzulassen von der großen Sache der Befreiung des Vaterlandes, niemals dem Bunde ungetreu zu werden."

„Felice!" rief Tartini, „überlasse die Rache und die Strafe dem Gotte der Gerechtigkeit, der über uns Allen wacht. Felice, im Namen Deines Vaterlandes, im Namen des größten und edelsten Patrioten beschwöre ich Dich, laß ab von Deinen blutigen Racheplänen! Willst Du wissen, wer mich vor allen Dingen

hierher gesandt? Guiseppo Garibaldi ist es! Er wußte und ahnte, was Du vorhattest! Du hast neulich an ihn geschrieben, hast Abschied von ihm genommen mit seltsamen, geheimnißvollen Worten. Er aber hat zwischen den Zeilen Deine Versuche und Pläne gelesen und weil er wußte, daß ich hierher kommen wollte zu Dir, und weil er wußte, daß ich Dich liebe, rief er mich zu sich und am Ufer des Meeres in Nizza, unter dem Gebrause der Wogen und dem Heulen des Sturmes, hat er zu mir gesprochen in Worten, die ewig, unauslöschlich in meinem Herzen aufgeschrieben sind. Zürnend war sein Angesicht und grollend, wie das vom Sturm gepeitschte Meer, sein Haupt umflattert von wildem Gelocke schien mir in der Glorie des Ruhmes zu leuchten. Wie ein zürnender Gott war er anzuschauen und so sprach er in heiligen Worten von dem Verbrechen des Mordes und der blutigen Gewaltthat und seine Worte drangen so tief in meine Seele ein, daß ich nicht anders konnte, als auf meine Knie niedersinken, zerknirscht, gerührt und erhoben zugleich, nicht anders konnte, als ihm schwören, daß ich niemals wollte mit einem Morde die heilige Sache des Vaterlandes beflecken und daß ich auch Dich, so viel es in meine Macht gegeben, zurückhalten wollte von dem grausigen

Werk. Du weißt, Felice, wir haben oft früher miteinander diese furchtbaren Pläne besprochen und wir sind zu dem Resultate gekommen, daß der politische und patriotische Mord kein Verbrechen ist, sondern eine heilige That. Und weil Du wußtest, daß ich Deiner Ansicht sei, darum riefest Du mich zu Dir in der Stunde der Entscheidung! Aber ich sage Dir, Guiseppo Garibaldi hat mein Herz gewendet und ich will versuchen, nun auch Deines zu wenden. Als ich am Ufer des Meeres in Nizza neben ihm dahinschritt, da gab er mir einen Brief an Dich mit, und seine Augen mit dem tiefen, unauslöschlichen, glühenden Feuer, das in ihm glüht, auf mich gewandt, sagte er:

„‚Wenn ihn Deine Worte nicht rühren, dann lies ihm meine Worte vor! Und vielleicht gelingt es dann den Worten des fernen Freundes, seinen Sinn zu ändern und zu rühren!‘“

„Nun ist der Moment gekommen, Felice, Du stehst vor der letzten Entscheidung! Und diese furchtbare Waffe, die nicht blos Dem den Tod bringen wird, den wir Alle hassen und verabscheuen, sondern auch ringsumher im Volke und unter unseren Freunden, diese furchtbare Waffe gemahnt mich an den Befehl Garibaldi's! Im Namen des Vaterlandes, im Namen

des edelsten Patrioten fordere ich Dich jetzt auf, zuzuhören, was er zu Dir spricht durch meinen Mund."

Er zog aus seiner Brusttasche ein versiegeltes Papier hervor, öffnete es und schlug es auseinander.

„Bist Du bereit, mit Deiner Seele und Deinem Herzen mich anzuhören, Felice Orsini?" sagte er. „Garibaldi hat zu mir gesagt: „‚Im Namen des Schwurs, den wir geleistet droben im Asyl auf den Alpen, fordere Felice Orsini auf, zuzuhören den Worten, die ich zu Dir sprechen will durch Deinen Mund!'" Hörst Du mich, Felice Orsini?"

„Ich höre Dich!" erwiderte Felice, leise sein Haupt neigend und Luigi las:

„‚Freund des Vaterlandes! Sohn der großen und heiligen Mutter Italia, einer Deiner Brüder spricht zu Dir! Sein Herz fliegt zu Dir hin und seine Seele umarmt Dich mit dem ewigen Gruße der Patrioten! Heil unserem Vaterlande! Heil Italia! Sohn unserer großen Mutter, Bruder aller Derer, welche leiden, welche im Staube liegen und zähneknirschend fluchen ihren Unterdrückern und den Räubern unseres Vaterlandes, fluchen den Oesterreichern und dem Tyrannen in Frankreich, der mit den Waffen seiner Söldlinge die geliebte Hauptstadt unseres Vater-

landes, die ewige Roma niedergeschmettert hat. Zu Dir will ich sprechen, zu Dir will ich flehen! Beschmutze die heilige Sache nicht mit einem Mord! Laß ab von dem furchtbaren Werk, welches Du unternehmen willst! Entweihe nicht das Erhabene mit dem Niedrigen des Meuchelmordes! Edler ist es zu fallen, den Fuß des Tyrannen auf seinem Nacken zu fühlen, als sich einer Schlange gleich aufzurichten und heimlich und hinterlistig ihn in die Ferse zu stechen! Mann gegen Mann, nur so dürfen wir dem Feind gegenüberstehen, nur so kann uns der Sieg werden! Die Söhne der Freiheit warten auf den Tag, da aus den Wolken hernieder das ewige Wort des Heils uns erklingen wird: „Nehmt die Waffen und kämpft für das Vaterland!" Die Söhne der Freiheit dürfen sich nicht erniedrigen zu Mördern und Räubern, denn sie würden sonst Denen gleichen, gegen welche wir kämpfen, den Räubern, die unser Vaterland in Ketten geschlagen haben und die mit dem Blute der edelsten Patrioten sich bereichern und ihre Faulheit mästen! Felice Orsini, im Namen Gottes, im Namen der Freiheit und endlich im Namen Deiner Kinder beschwöre ich Dich, Felice Orsini, der von sich sagen darf, daß er der treueste Sohn seiner Mutter ist: laß ab

von Deinem finstern Rachewerk, damit Deine entweihte Hand nicht den Fluch ausbreite über uns Alle, die wir harren in Geduld, die wir die Knechtschaft tragen, weil wir wissen, daß wir eines Tages sie von uns schleudern, daß wir eines Tages die heilige Rache nehmen werden an den Feinden! Nie kann das Verbrechen sich umgestalten zu einer großen That! Nie können wir, die Söhne des Lichts, sprechen mit den dunklen Söhnen der Finsterniß, den Jesuiten: „Der Zweck heiligt die Mittel!“ Nein, nie wird der Meuchelmord zu einer großen That, nie wird der Meuchelmörder der Befreier seines Vaterlandes, selbst wenn es ihm gelingen sollte, den Tyrannen zu vernichten! Das meuchelmörderisch vergossene Blut ist wie die Saat der Drachenzähne und aus dem Blute des Einzelnen entstehen hundert bewaffnete Tyrannen, welche die Söhne der Freiheit niederschlagen! Felice Orsini, laß ab von Deinem furchtbaren Werke und beflecke die heilige Mutter Italia nicht mit meuchelmörderisch vergossenem Blute! Wenn Du es thust, so sage ich Dir, ich fluche Dir und wende mein Angesicht von Dir in Zorn, und so werden es Alle Deine Brüder thun! Und so wird Deine große Mutter Italia thun! Sie werden Alle Dir fluchen und Deine Gemeinschaft

von sich weisen! Sie werden Deine Töchter ausweisen aus dem Vaterlande und sie werden umherirren, mit Schmach bedeckt, mit Schmach, welche keine Thränen abwaschen können von dem Haupte Derer, die Felice Orsini, ihr Vater, geschändet und entehrt hat! Das ist mein letztes Wort, Felice Orsini, vernimm es und gehe in Dich!'"

„Furchtbar, furchtbar!" rief Orsini, die Hände vor sein Angesicht schlagend und zurücktaumelnd, als hätte ein Blitz ihn zerschmettert. „Meine Kinder entehrt! Meine geliebten Töchter, die auf dem Grabe ihrer Mutter für mich gebetet haben! Furchtbar, schauerlich!"

Eine Pause trat ein, eine lange, feierliche Pause. Man hörte nichts, als das Athmen und Schluchzen Orsini's, der auf einen Sessel niedergesunken war, und dann das leise Knistern des Papiers, welches Luigi wieder zusammenfaltete und in seiner Brusttasche verbarg. Dann auf einmal sprang Orsini auf von seinem Sessel, ließ die Hand von seinem Angesicht gleiten, das todesbleich war, und in welchem die Augen wie glühende Sterne funkelten und leuchteten.

„Es ist zu spät!" sagte er leise, „ich nehme den

Fluch auf mich, den Guiseppo Garibaldi gegen mein unseliges Haupt schleudert! Es ist zu spät!"

„Nein!" rief Luigi, „es ist nicht zu spät! Komm, folge mir, kehre heim mit mir in unser Vaterland! Ich sage Dir, die Stunde der Erlösung naht, die Geduld der Gepeinigten und Unterdrückten ist zu Ende! Italien wird auferstehen und zu den Waffen greifen! Victor Emanuel und Cavour werden sich unserer erbarmen und sich an unsere Spitze stellen, und Garibaldi wird die Fahne der Freiheit aufrichten und sie über Italien schwingen! Komm mit mir! Die große Armee der Freiheit ruft ihre Söhne, ihre Soldaten, komm und stelle Dich unter ihre Fahnen!"

„Es ist zu spät!" wiederholte Orsini, langsam das Haupt wiegend, „ich habe es Dir gesagt und so ist es! Ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt! Ich bin in dieses Land gekommen, um zu sterben und im Sterben Italien zu befreien! Sechs Monate habe ich gearbeitet an diesem Wurfgeschoß, sechs Monate habe ich gelebt nur für den einen Gedanken, ein Mittel zu ersinnen, um den Tyrannen niederzuwerfen, und meinst Du nun, ich soll diese sechs Monate umsonst gelebt haben, umsonst mich mit den Freunden verbunden haben, die mit mir das Werk der Erlösung voll-

führen werden? Es ist zu spät, Luigi! In der Nacht, bevor ich von England mich entfernte, habe ich mit den Freunden die Hand auf das heilige Buch gelegt und mit einem furchtbaren Eide haben wir einander gelobt, nicht abzulassen von dem Werk, das wir begonnen, uns zu opfern für das Vaterland und selbst nicht davor zurückzuschrecken, daß die Welt, ja selbst unser Vaterland unserem Andenken fluchen wird, daß wir nicht als Befreier, sondern als Meuchelmörder werden hintreten vor den Thron Gottes! Wir haben unsere Seligkeit, unsere Ehre geopfert und haben geschworen, unterzugehen, wenn unser Tyrann mit uns untergeht! Denn er ist der Fluch, welcher über Italien schwebt, er ist die Kette, welche die Freiheit zum Tode zusammenpreßt! Die Kette wird zerspringen, wenn er nicht mehr lebt, die Freiheit wird jauchzend sich erheben, wenn der Tyrann vernichtet ist! Und so soll und muß es sein! Ich habe meinen Schwur geleistet und ich werde ihn erfüllen! Ich kann nicht zum Verräther werden an meinen Freunden! Du aber," fuhr Felice fort und ein drohender Ausdruck sprach jetzt aus seinen Mienen, „Du, Luigi Tartini, einst mein Freund, mein Bruder, einst gleich mir entschlossen, den Mord nicht zu scheuen, Du, welcher hierher

kommt, um mit Garibaldi's Stimme mich zu warnen und mich abzuwenden von dem großen Werke, willst Du hingehen und mich verrathen, dann wehe Dir, Kain, Brudermörder!"

Und mit einer wüthenden Geberde sprang Orsini zu ihm hin, legte ihm die Hände auf die Schultern und starrte ihm fest in's Angesicht. Luigi aber schüttelte sein Haupt und begegnete ruhig seinem Blicke.

„Du weißt, daß ich kein Verräther bin," sagte er, „ich habe versucht, Dein Herz zu rühren, es ist mißlungen! Jetzt werde ich mich nur des Schwures erinnern, den wir einst geleistet, als wir Beide aus dem Gefängnisse zu Mantua entflohen, des Schwures, daß wir zueinander halten wollen im Leben wie im Tode, und daß, was der Eine beschlossen, der Andere ausführen helfen soll, selbst wenn es gegen seine Ueberzeugung sei! Felice Orsini, ich habe zu Dir gesprochen im Namen Garibaldi's, im Namen meiner besseren Ueberzeugung, Du hast mich nicht hören wollen, Dein Entschluß ist unwandelbar. So bleibt mir nur noch übrig, den Schwur der Treue zu erfüllen, den wir einander geleistet haben! Hier meine Hand, ich bin und bleibe der Deine und was Du zu thun beschlossen, werde ich helfen ausführen, obwohl ich weiß,

daß es zum Verderben des Vaterlandes und zu unserem eigenen Verderben ausschlagen wird! Aber die Treue wollen wir einander halten, wie Männer, wollen sie besser halten," fügte er ingrimmig hinzu, „besser als die Weiber es können! Ich sage Dir, Felice, mein Herz ist zerrissen von dem Treubruch eines Weibes, und Haß, glühenden Haß hat sie an die Stelle der Liebe gesetzt, die einst mein Herz für sie erfüllte! Wäre sie mein guter Engel gewesen, so hätte sie mich vielleicht zurückhalten können von dem furchtbaren Wege, auf welchem ich Dir jetzt folgen will! Sie ist treulos und so, in dem Abscheu vor ihrem Treubruche, fühle ich, daß ich treu Dir sein muß, Felice Orsini! Hier meine Hand, Treue bis zum Tode, mein Bruder!

„Treue bis zum Tode, mein Bruder!" wiederholte Felice Orsine, indem er die Arme um den Nacken seines Freundes schlang.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt des dritten Bandes.

Drittes Buch:

Die Freundinnen.

Inhalt des dritten Bandes.

Zweites Buch.

Die Freundinnen.